

Haroldische Bibliothek  
Ausschließen  
der Stadt Kassel

# DEUTSCHE RUNDSCHAU

Herausgegeben von Rudolf Pechel

---

---

## Aus dem Inhalt:

- Bodo Scheurig . . . Vor 10 Jahren: Der 20. Juli 1944  
Hermann Ullmann . . . Weltstadt und Grenzstadt Berlin  
Alfred Weber . . . Kollektiv und Genius  
Werner G. Krug . . . Der dunkle Kontinent ist  
nicht mehr dunkel  
Stefan Andres . . . Von der Würde des Schriftstellers  
Friedrich Seebaß . . . Franz von Baader 1765—1841

80. Jahrgang · Juli 1954



VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU · BADEN-BADEN

## INHALT

<b>BODO SCHEURIG</b>		<b>MORITZ LEDERER</b>	
Vor 10 Jahren: Der 20. Juli 1944	649	Der „Trompeter von Säkkingen“ jubiliert . . . . .	696
Wider die deutsche Vergeßlichkeit . . . . .	653	<b>STEFAN ANDRES</b>	
<b>HERMANN ULLMANN</b>		Von der Würde des Schriftstellers . . . . .	698
Weltstadt u. Grenzstadt Berlin	657	<b>BRIEFE AN DIE</b>	
<b>HANS JAEGER</b>		<b>DEUTSCHE RUNDSCHAU</b>	702
Der Mißbrauch der Kolonialfrage . . . . .	662	<b>RUNDSCHAU</b>	
<b>WERNER G. KRUG</b>		Im Schatten Asiens (705) — Guatemala (706) — Aden (708) — Goa (710)	
Der dunkle Kontinent ist nicht mehr dunkel . . . . .	665	Eine historische Entscheidung (712) — Blindheit oder böser Wille? (714)	
<b>ALFRED WEBER</b>		— Der Student in Volk und Staat (716) — 20 Jahre Wiener Library (717) — Hochzeit zwischen Dichtung und Kritik (719) — Erik Reger (721)	
Kollektiv und Genius . . . . .	672	<b>STEFAN ANDRES</b>	
<b>FRIEDRICH SEEBASS</b>		Faraone . . . . .	722
Franz von Baader 1765—1841 . . . . .	679	<b>HERMANN LENZ</b>	
<b>WOLFGANG GRÖZINGER</b>		Die Geschichte mit Valetti . . . . .	731
Verdienst und Tragik Georg Kerschensteiners . . . . .	684	<b>THEATERRUNDSCHAU</b>	
<b>INGEBORG GUADAGNA</b>		Theater in Ost-Berlin . . . . .	736
„Die Schulstadt Pestalozzi“ in Florenz . . . . .	688	<b>LITERARISCHE</b>	
<b>HEINZ GEHLE</b>		<b>RUNDSCHAU</b>	740
Jean Cocteau, Dichter und Mensch . . . . .	692		

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag *Deutsche Rundschau*, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die *Deutsche Rundschau* erscheint monatlich, Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—, Zuzügl. Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse, Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die *Deutsche Rundschau* veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur bei Rückporto. — Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Klaus Hoche.

Druck: Pressehaus Geisel & Co., Wiesbaden, Bahnhofstraße 33



## Vor zehn Jahren: Der 20. Juli 1944

Zehn Jahre sind vergangen, seit am 20. Juli 1944 die Bombe des Grafen Stauffenberg im Hauptquartier Hitlers explodierte. Zehn Jahre stellen keine Zeit dar, solange man gewohnt ist, Dinge und Geschehnisse im Rahmen der Geschichte zu betrachten, die eine weite Perspektive schätzt. Ein Jahrzehnt aber zählt vielfach, solange wir als Lebende des rasenden Stromes inne werden, mit dem in unserem Jahrhundert das Dasein dahinfließt. Was ist auch seit jenem Tage nicht alles geschehen! Die Summe dessen, was über uns hereinbrach und bewältigt sein wollte — läßt sie nicht nur mit Mühe den Blick zurückwenden und vielleicht gar die Frage wach werden, weshalb es denn notwendig sei, an ein Ereignis zu rühren, das nicht nur im Geistigen die Nation aufsplitterte, sondern auch ohne greifbaren Erfolg verdämmerte? Es ist kein Zweifel, daß viele, aus der bittersten Not entlassen, mit aller Macht vergessen wollen, was sie mit Mühe und Not überstanden haben. Ihnen ist nicht das Gewesene, sondern das werdende wichtig. Sie wollen das Morgen und vielleicht noch das Heute, nicht aber das Gestern. Doch gerade diese Haltung fordert zum elementaren Widerspruch heraus, und insbesondere da, wo es der Männer des deutschen Widerstandes gegen Hitler zu gedenken gilt. Denn es ist ja nicht nur das Gestern, aus dem das Heute weitgehend erklärt werden kann. Vor allem in diesem Punkte bedürfen wir der entschlossenen Klärung, weil unser Einstehen für das, was am 20. Juli 1944 vor aller Welt sichtbar wurde, zugleich eine Entscheidung über uns selbst und unser Verhältnis zu anderen Völkern bedeutet. Wenn überhaupt an einem Punkte, so hat sich hier zu erweisen, inwieweit wir über das Geschehene geistig Herr geworden sind, uns verwandelt und zu einer echten Entscheidung in lebenswichtigen Fragen durchfanden. Diese Entscheidung aber kann nur an der Art abgelesen werden, in der wir heute — am zehnten Jahrestage — die Geschichte des 20. Juli betrachten.

Es ist nicht notwendig, in dieser Stunde des Gedenkens eine Festrede zu versuchen. Ihr Ton ist oft zu strapaziös, als daß er nicht peinlichen Mißverständnissen ausgesetzt wäre. Was die Geschichte des deutschen Widerstandes auszudrücken hat, weiß sie weit besser durch sich selbst zu sagen. Schlagen wir die Kapitel ihres Buches auf, so wissen wir nicht recht, von welchen Seiten die größte Erschütterung ausgeht. Gestalten, Wollen und Geschick, jede dieser Nuancen bewegt mit gleicher Unmittelbarkeit. Eines aber ist sicher, daß diese Geschichte von Anfang an ihre würgende Tragik kannte, eine Tragik, die sich in ihrer Wucht so lange steigerte, bis an diesem 20. Juli 1944 mit einer Art auslöschender Gebärde der dunkle Vorhang fiel. Es schien, als seien die Träger dieses Geschehens verdammt gewesen, lediglich im Geistigen zu durchleiden, was zu einer neuen erlösenden Wirklichkeit hatte werden wollen.



Bereits der Anfang hob verworren an. Als der Nationalsozialismus die Bühne der Politik zu beherrschen begann, ging der Riß mitten durch das Volk. Nur wenige erkannten mit visionärer Hellsichtigkeit, was er in Wahrheit bedeutete. Es waren jene wenigen, die der Sturm auf jeden Andersdenkenden in alle Winde zerstreut hatte und die nunmehr ein schattenhaftes Dasein führten. Die Masse hatte sich einer tiefen Gläubigkeit überlassen, die zu sagen schien, daß man dieser neuen Zeit vertrauen müsse, nachdem die alte bis zuletzt getrogen hatte. Man war der Erschütterungen müde. Man sehnte sich nach einer Ordnung, die sie ausschließen sollte. Und es kamen die Jahre der Erfolge, die trotz des 30. Juni 1934 das Bewußtsein hoben! Es kamen die Jahre des inneren und äußeren Aufschwunges, die einem Wunder glichen und in vielen das Empfinden erweckten, daß man um ihrer willen den Herrschenden vieles nachzusehen habe. Was wußte man von den Folterkammern, in denen man „unliebsame Gegner“ ohne Schuldspruch zu Tode marterte, was von den wahnsinnigen Plänen Hitlers, des Mannes, der mit lächelndem Gesicht organisierte Massen in klirrendem Gleichschritt an sich vorüberziehen ließ? Beck wußte von ihnen, Deutschlands letzter großer Generalstabschef! Beck, der tief verantwortungsbewußte Soldat, der diese ausschweifenden Expansionsgelüste besonnen ablehnte, der protestierte, warnte und den Widerstand aufleben ließ! Aber er focht gegen die Blindheit der Führenden, und hinter ihr hätte die des Volkes gestanden, das zu retten es ihn trieb. Später, als Halder und Goerdeler den Überfall auf die Tschechoslowakei zu verhindern suchten, trat die Kurzsichtigkeit des Auslandes hinzu. München begrub jede Hoffnung. Man wollte den Frieden und hatte im Grunde den Krieg nur eher beginnen lassen. Was aber vermochten unter diesen Umständen jene Soldaten zu tun, die das Kommen der Katastrophe witterten? Was Männer wie Goerdeler oder Hassell, die sich ihnen gleichen Geistes verbunden hatten? Sie wären ohne Sinn als Verräter gerichtet worden, denn die ganze Welt hätte auf sie mit Fingern gewiesen. Der ausbrechende Weltkrieg ließ 1939 und 1940 Attentatspläne reifen, doch nun entzog sich der, den man zu beseitigen trachtete, und die, deren Hilfe man bedurft hätte, versagten die Mitwirkung. Zufall und ach, zu menschliche Beweggründe — sie sollten auch künftig jede befreiende Tat unterbinden. Und nicht nur sie! Als die feldgrauen Armeen Land um Land Europas überzogen, zerbrachen endgültig die geheimen Brücken zu den Nationen, auf deren Hilfe ein neuer Staatswille angewiesen war. Keine Zusage, keine Bestärkung drang mehr über die Grenze. Der Glaube an das „andere Deutschland“ war erloschen. Erbitterung und Haß zerfraßen jetzt im anderen Lager die Vernunft. Das eigene Volk aber stand geblendet; der Götze Erfolg riß zu Rausch und Taumel hin. Wiederum schien erwiesen, daß nur dem Starken die Welt gehöre. So blieben die Männer des Widerstandes allein. Sie hatten ihr Volk und die Welt verloren, und es mochte scheinen, als hätten sie auch noch die Hoffnung zum Opfer zu bringen. Denn Stalingrad war nicht nur eine blutige Wende, es ließ als Wegkehre bereits die eigene Niederlage erkennen, welche die Aussichten der Rettung begrub. Nein, nichts blieb den im Widerstande Geeinten als das nackte „Trotzdem“, nichts als die



lebende Gegenwehr jener Zehn Gebote, die Hitler überall da mit Füßen getreten hatte, wo er zum Herrn über andere geworden war. Die Männer des Aufstandes wären keine Menschen gewesen, hätten sie, sich aufs letzte prüfend, nicht aufs ernsteste mit sich gerungen. Wir kennen ihre Bedenken und ihre Verzweiflung. Wir wissen, daß die Kreisauer den Ablauf der Ereignisse nicht aufhalten wollten, um die, wie sie glaubten, einzige Voraussetzung zu echter Wandlung zu schaffen; daß Meinungsverschiedenheiten über Attentat und künftig einzuschlagende Politik bestanden und die Furcht vor dem „zu spät“ nicht die Schlechtesten zögern ließ. Wir wissen aber auch, daß sich diese gleichen Männer überwandten und zum „dennoch“ durchdrangen. Es galt, den mit Schande bedeckten deutschen Namen wieder reinzuwaschen und das eigene Volk von einem Manne zu lösen, der nurmehr die einseitige Bindung des Gehorsams kannte und vermessen Tausende für sein Leben opferte. Es galt, einem System das Handwerk zu legen, das mit Verbrechen ohne Zahl das eigene Volk mißbraucht und in die Irre geführt hatte. Und es hieß zu sühnen und in echter Einkehr einen neuen Anfang zu setzen! So reifte im Würgegriff der Zeit die letzte Entschlossenheit. So trieb das Gewicht der Gründe zur erlösenden Tat. Mochte sie die eigene Welt zerbrechen — und es sprach viel dafür, daß ein Attentat zumindest die des Soldaten bedrohte — größer blieb jene Not, welche die Sehenden antrieb. Wo eine solche Haltung sichtbar wird, versagen konventionelle Maßstäbe. Hier wurde eine Entscheidung getroffen und gelebt, die sich an größeren mißt. Wir mögen heute von neuem das Sterben dieser Männer beklagen, deren Geist die Problematik von Staat und Gemeinschaft sorgend wog, die planten und in einer Weise vorausdachten, daß man in stiller Trauer wünschte, es wäre mehr von ihren Absichten zur Wirklichkeit geworden. Geblieben ist uns ein Vorbild, wie es geeignet erscheint, in der Tapferkeit zum Guten zu bestärken.

Doch das bittere Ende kam, und es sollte nichts als die Namen lassen. Moltkes Kreis wurde zersprengt und Carlo Mierendorff bei einem Luftangriff getötet. Canaris und Oster sahen sich ausgeschaltet, schließlich wurden auch die Sozialisten ergriffen, allen voran Julius Leber, eine Gestalt, die selbst den brüllenden Freisler zu einer widerwilligen Achtung hinriß. Niemand blieb im Grunde als Stauffenberg, jener aufrechte, strahlende Offizier, dessen Weg das Geschick der Jüngsten und Besten symbolisierte. Einst hatte er sich als junger Reichswehroffizier voller Begeisterung an die Spitze des Bamberger Fackelzuges gesetzt, um am 30. Januar 1933 den Anbruch einer neuen Zeit zu begrüßen. Nun sollte er die Bombe werfen, um den Mann auszulöschen, dessen Aura getrogen hatte und der zum Verbrecher an Volk und Nation geworden war. Die Bombe explodierte, aber sie ließ Adolf Hitler verschont. Wir wissen, daß dieses Geschick entscheidend genug war, um am Abend des 20. Juli 1944 Stauffenberg und seine Mitverschworenen sterben zu lassen. Gewiß, man hatte eine böse Schwäche offenbart, indem man nicht sofort mit wuchtigem Appell an das Mikrophon getreten war, um die Massen zu erreichen und zu gewinnen. Aber nachdem der Diktator die Detonation überlebt hatte, konnte Fellgiebel in Rastenburg weder den Nachrichtenbunker sprengen, noch jene Fäden zerschneiden, die Hitler mit der Außenwelt verbanden.

Und so konnte die Stimme des Magiers abermals nach außen dringen, so faßte sie von neuem das noch immer gläubige und opferbereite Volk. Der Kampf ging bis zur letzten Runde. Über die Männer des 20. Juli aber kamen Erniedrigung, Fallbeil und Schafott.

Nein, sie haben „das heilige Deutschland“, das Stauffenberg noch unter den Kugeln des Exekutionskommandos auf den Lippen trug, nicht vor der Katastrophe zu bewahren vermocht. Sie konnten es so wenig wie der brave Kämpfer im Felde, der — vor übermenschliche Aufgaben gestellt — längst über sich selbst hinausgewachsen war und erschreckt innehielt, als er von den Männern des 20. Juli erfuhr. Nein, sie hätten nicht die hoch aufschäumende Welle des Hasses von dem Reiche wenden können, die es zu verschlingen drohte. Aber sie hätten Gut, Blut und Leben, die das Jahr der Agonie verschleuderte, retten können, und vielleicht wäre es ihnen gelungen, ein ganzes, wenn auch verstümmeltes Deutschland zu bewahren, eine europäische Mitte, welche die gegenwärtige Tragödie ausgeschlossen hätte. Noch waren ja Jalta und Potsdam nicht geschehen, noch bestand wenigstens die Spur einer Chance, daß eine Regierung Anerkennung fände, deren Repräsentanten den Nationalsozialismus hinweggefegt hatten. Das Schicksal entschied anders. Es schritt über die Opfer hinweg, die erfolglos gebracht worden waren.

Aber starben die Männer des 20. Juli wirklich ohne Erfüllung? Haben sie uns nichts hinterlassen, was uns gestattete, ihren Tod im Schimmer des Versöhnlichen zu sehen? Wenn wir heute — nach zehn Jahren — zurückblicken, so können auch wir keinen greifbaren Erfolg dieses Tages entdecken, wohl aber eine unbewußt wirkende Kraft. Auch wo er vom Irrtum und Versagen umgeben blieb, hatte er den Geist der Freiheit und Menschenwürde wiederum in sein Recht eingesetzt. Was durch den 20. Juli von neuem ans Licht trat, waren die besten Elemente deutschen Wesens, die der Lauf der Jahre zwar verschüttet, nicht aber abgetötet hatte. Sein Bekenntnis zu Freiheit und Menschenwürde, ja, mehr noch zu einem anständigen, dem Geiste verpflichteten Leben stellt ein Vorbild dar, dem wir uns nicht ohne eigenen Schaden entziehen können — und schon gar nicht in einer Zeit, die von neuem in uferlosen Materialismus abzugleiten droht. Doch auch in einer anderen Beziehung hat uns der 20. Juli noch Entscheidendes zu sagen. Indem es den Männern des Widerstandes bei der Durchführung entscheidender Probleme stets um die große Linie ging, lebten sie eine Demokratie vor, die jeden Einzelnen erforderte und die permanente Rechtlosigkeit der Minorität vermied. Mochte diese Haltung der Not entsprungen oder der Ansammlung glänzender Köpfe zu verdanken gewesen sein: sie sollte das „andere Deutschland“ verpflichten, für das wir eintreten wollen — voller Ehrfurcht für die Toten des 20. Juli, die sich ihm zum Opfer gebracht haben.



# Wider die deutsche Vergeßlichkeit

*Auf einer Kundgebung des „Arbeitskreis 20. Juli“ am 13. Mai in den Münchener Kammerspielen sprachen Vertreter der verschiedensten Berufe und Altersklassen gegen die Sünde, die Männer und Frauen des 20. Juli vergessen zu wollen. Der Intendant der Münchener Kammerspiele Hans Schweikart eröffnete die Nachtveranstaltung. Wegen der Wichtigkeit dieser Mahnung werden nachstehend zwei der gehaltenen Ansprachen abgedruckt, die erste von Dr. Franz Josef Schöningh, die zweite von Hans Werner Richter. Eine Entschließung wurde gefaßt, den 20. Juli 1944 als eine Manifestation des Widerstands gegen den Totalitarismus verpflichtend im Gedächtnis zu bewahren.*

## FRANZ JOSEF SCHÖNINGH

Wie wäre uns wohl ums Herz, wenn einer der Toten, deren großer und verhängnisvoller Tag der 20. Juli war, unter uns träte, um uns zu fragen, wie wir mit dem Pfunde gewuchert haben, das damals mit ihm und seinen Gefährten verscharrt worden ist. Vor zehn Jahren noch reichten sich Christen und Nichtchristen brüderlich die Hand. Vor zehn Jahren herrschte tiefe Einmütigkeit zwischen den Christen beider Konfessionen. Noch vor zehn Jahren wäre es unmöglich gewesen, Christen und Sozialisten von vorneherein als unversöhnliche Gegner zu bezeichnen. Es gab nur einen Feind, den totalen Staat, mochte er nun von schwarzer, brauner oder roter Farbe sein. Und heute?

Es scheint wahr zu sein: Was Freiheit ist, weiß man erst, wenn sie verlorenging. Parteien und Weltanschauungen stehen sich oft in einer Feindschaft gegenüber, als verbinde sie nicht einmal die Freiheit, die es ihnen doch gestattet, einander zu bekämpfen. Während ihre Vertreter damals einander schworen, nach dem Ende der Tyrannei gemeinsam einen neuen Staat aufzubauen, wird unser junger Staat, den wir doch mit Leben zu erfüllen hätten, von den einen als angenehmes Definitivum betrachtet, an dem wenig mehr gebessert werden müsse, von den anderen als ein elendes Gebilde, das geradezu denselben Haß verdiene wie der Staat Hitlers. Sie sehen nicht das blutige Gestirn am östlichen Himmel, obwohl bereits Millionen von Mitmenschen von seinen sengenden Strahlen getötet worden sind. Da die uns gegebene Freiheit in ihren Augen nicht so groß ist, wie sie sein sollte, bestreiten sie ihre Existenz überhaupt, und so vermögen sie auch nicht die Gefahr zu sehen, die in jedem Augenblick von außen droht. Was hätten die Männer des 20. Juli darum gegeben, wenn ihnen zur rechten Zeit so viel Freiheit geschenkt worden wäre, wie wir sie besitzen. Nicht unsere Regierung bedroht im Grunde unsere Freiheit, sondern wir führen die Regierungen in Versuchung, indem

wir von den Freiheiten keinen Gebrauch machen, die wir besitzen. Die größte Gefahr ist unsere politische Lethargie, unser bequemer Konformismus und unser ebenso bequemes untätiges Geraunze.

So müssen wir hier auf eigene Faust an den 20. Juli erinnern, da sonst allzu selten und allzu zögernd daran gedacht wird. Wahrscheinlich glaubt man, daß es der Autorität des Staates oder der Disziplin einer kommenden Wehrmacht abträglich sei, wenn man das Andenken von Rebellen feiert. Aber es gehört zum Wesen des freiheitlichen Staates, durch die Achtung vor der Opposition die Rebellen überflüssig zu machen, dagegen Rebellion in jedem anderen Staate zu bejahren, dessen Regierung ihre Gegner ins KZ oder an den Galgen schickt. Wie tief die Achtung vor der Freiheit in unserem Lande ist, könnte man geradezu daran ablesen, welche Rolle der 20. Juli im Geschichtsunterricht unserer Schulen spielt. Wie, wenn ein Toter des 20. Juli in unsere Schulen träte?

Es ist gesagt worden, daß Völker, die einmal der Sklaverei verfielen, immer wieder dahin zurückdrängen und nicht mehr den urch menschlichen Hunger nach Freiheit spüren. Parteien und Weltanschauungen bekämpfen sich bisweilen so, als gehe es um totale Machtergreifung. Manche Vertreter der Mehrheit, wo auch immer, neigen dazu, der Minderheit im Grunde das Lebensrecht abzusprechen und den sogenannten Totalsieg zu erstreben. Vergessen ist die Einmütigkeit, in der vor zehn Jahren Männer der Linken und Rechten brüderlich verbunden waren. Man diskutiert nicht miteinander, man monologisiert auf beiden Seiten, und gegen Kritik pflegt man äußerst empfindlich zu sein.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, manche bösen Dinge wären nur halb so böse, wenn die Öffentlichkeit nichts von ihnen erfahre oder es gebe sie überhaupt nicht, wenn sie nicht erst die Presse dazu mache. Zwölf Jahre hindurch hat die Presse dieses Landes behaupten müssen, es gebe in ihm keine bösen Dinge. Nicht zuletzt deshalb konnte das Böse so ungeheuerliche Ausmaße annehmen, daß unser Vaterland zerfetzt und gespalten und unser Name mit Schande bedeckt wurde. Dies ist von allzu vielen bereits vergessen und hat einer Selbstzufriedenheit Platz gemacht, die sich nicht durch Kritik um ihr heiteres Wohlbefinden bringen lassen möchte.

Die Freiheit ist nicht nur das köstlichste, sie ist auch das unbequemste Gut. Sie verbietet es sogar, gegen ihre Feinde mit deren Mittel vorzugehen. Gerade diejenigen, die sonst im Prinzipiellen so sicher sind, sollten bedenken, daß es auch in einer freiheitlichen Politik unantastbare Prinzipien gibt. Sie sollten es um so mehr bedenken, als die politische Freiheit ja die Voraussetzung und zugleich die Folgerung echter religiöser Freiheit ist. Niemals darf eine Mehrheit, im Besitz der Macht, Prinzipien verwerfen, die sie gegen sich vertreten sehen möchte, wenn sie eine Minderheit wäre. Vor zehn Jahren wußte das noch jeder, dessen Herz bei den Männern des 20. Juli war. Inzwischen ist man bequem geworden. Der französische Historiker Georges Lefevre hat einmal gesagt: „Es ist schwieriger, als freier Mann zu leben, denn als Sklave. Das ist der Grund, warum Menschen so oft bereit sind, auf ihre Freiheit zu verzichten.“



Denn wie die Freiheit des Christen ein Ruf zu einem Leben der Heiligkeit ist, so ist die Freiheit an sich der Ruf zu einem Leben des Mutes und oft auch des Heroismus.“

Mir will scheinen, als berge sich in diesen Worten das geistige Vermächtnis der Männer des 20. Juli. Wir sollten sie tief in unserem Herzen bewahren und uns in jedem Augenblick so verhalten, daß wir nicht zu erröten brauchen, wenn einer von ihnen unter uns träte.

## HANS WERNER RICHTER

Es ist in Deutschland üblich geworden, Dinge zu verschweigen, als seien sie nicht geschehen. Es ist üblich geworden, Dinge so zu sagen, als seien sie nicht gesagt worden. Und es scheint wieder üblich zu werden, der Realität auszuweichen und ihr in das Reich der schönen und der unschönen Träume zu entfliehen. Dies gilt vor allem für die deutschen Schriftsteller. Was, sagt man sich dort, geht uns die Wirklichkeit an, was die unsaubere, ach, so schmutzige Politik, was ein mehr oder weniger korruptes gesellschaftliches Leben. Wir stehen jenseits dieser Dinge, unser Leben und unsere Begabung gehört der Kunst, der reinen Form, der letzten erstrebten Gestaltung. Wir wollen nicht verändern, und wir wollen nicht wirken, wir wollen nur formen, was verändert und gewirkt worden ist. Und je mehr es abseits von dem verworrenen gesellschaftlichen Leben unserer Zeit liegt, je mehr es dem Bereich der Träume, der reinen Idylle, dem metaphysisch Unbegreiflichen und leider dann auch Unverständlichen angehört, um so mehr zieht es uns an und um so mehr halten wir es für höchste Form und reinste Kunst. Lassen wir das schmutzige Leben hinter uns, die Scherben eines zerbrochenen Menschbildes, die Ruinen einer unrühmlichen Vergangenheit, und fliehen wir dorthin, wo das Unbehagen nur ein komisches und deshalb ein leichter zu ertragendes ist. In dieser auftauchenden Tendenz zur Verinnerlichung, zur Flucht vor dem Menschen und damit vor sich selbst, zeigt sich schon wieder eine andere Tendenz — die Tendenz zu einer neuen Art von innerer Emigration — so als lebe man schon in einer Diktatur, die man vielleicht morgen erwartet. Man ist enttäuscht, daß der große idealistische Schwung der ersten Nachkriegsjahre in einer trüben Restauration erstickt worden ist, man ist verwirrt, daß die politischen Weltanschauungen des neunzehnten Jahrhunderts, die bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hineinragten, ihr Gesicht verloren haben, und man ist müde geworden in der immer neuen Wiederkehr des Alten. Eine tiefe Resignation breitet sich leider auch bei denen aus, die nach einem anderen Gesetz in diesen Nachkriegsjahren angetreten sind. So bleibt nur das Vergessen. Vergessen und jene fatalistische Hoffnung, daß ohne jede eigene Beteiligung und ohne eigenes Mitwirken dennoch alles gut gehen möge. Ohnmächtig oder besser in dem Glauben an die eigene Ohnmacht sieht man zu, wie die Fäden der Politik sich

immer mehr verwirren, wie die materielle und die geistige Korruption wächst, und wie so der sumpfige Boden vorbereitet wird, auf dem alles und jedes geschehen kann und der der Mutterboden für Diktaturen und Kriege, für Massenwahn und Menschenvernichtung zu allen Zeiten war. Vergessen? Ja, wer möchte nicht vergessen — aber können wir etwas vergessen, was wir noch nicht überwunden haben, was immer noch weiter lebt, in uns und um uns? Unermeßlich sind die geistigen Schäden der großen Vernichtung und der zwölfjährigen Tyrannei, und doch stehen wir schon wieder vor neuen größeren Gefahren. Wie können wir da unser Gesicht abwenden, wie das Heute negieren und das Gestern vergessen, ein Gestern, aus dem wir doch alle Lehren für das Heute ziehen können. Und eine dieser Lehren ist — und das gilt vorzüglich für die Erinnerung an den 20. Juli des Jahres 1944 — nicht zu resignieren. Auch dann nicht, wenn es uns erscheint, als seien wir nur Spielbälle größerer und von uns nicht mehr kontrollierbarer Gewalten. Denn alle Gewalt hier auf Erden geht vom Menschen aus, und da sie vom Menschen ausgeht, muß sie auch der Einwirkung des Menschen unterliegen. Dies ist es, was wir nicht vergessen dürfen. Und auch dies: Jede Handlung, und sei sie auch die geringfügigste, hat ihre Wirkung und hat sie auch dann noch, wenn sie ihr gesetztes Ziel scheinbar nicht erreicht. Und kein Wort, das gesprochen oder geschrieben wird, geht verloren. In der Summe der Ereignisse und des Geschehens wirkt es unmerklich fort. Als die Männer des 20. Juli starben, starben sie für uns, die wir heute leben. Und alles, was wir heute tun, kann das Übel von morgen verhindern. Hier liegt eine der Verantwortungen des deutschen Schriftstellers. Es ist für unsere Zeit vielleicht die größte, die er zu tragen hat. Ich appelliere deshalb in dieser Stunde einer Mahnung zur zehnjährigen Wiederkehr des 20. Juli an die deutschen Schriftsteller mit dem Wort, und vielleicht nicht nur mit dem Wort, zu helfen, daß die tragischen Ereignisse von gestern nicht vergessen werden und daß sie für alle Zeiten ein Beispiel bleiben, aus dem das deutsche Volk lernen kann und lernen muß. Wir deutschen Schriftsteller waren selten Rebellen, aber wir müssen es lernen zu rebellieren, wenn es um die Sache der Freiheit geht. Denn die Sache der Freiheit ist vorzüglich und zu allererst unsere Angelegenheit. Wir sterben bereits im Schatten der Diktatur und lange bevor die Gasöfen errichtet werden. Und wir müssen es wieder lernen, daß für uns nicht allein die abseitigen Gebiete des Lebens reserviert sind, sondern, daß wir auf allen Gebieten des Lebens zu wirken haben, vorzüglich aber dort, wo das Leben des Menschen bedroht, seine geistige Existenz gefährdet und seine Freiheit untergraben wird. Und es gibt noch eins zu lernen; dies nämlich: daß wir Schriftsteller uns nicht von den betriebsamen Managern und Politikern unserer Zeit in die Gefilde einer fragwürdigen Abseitigkeit drängen lassen dürfen. Denn das Wort kann eine Macht sein, und seine Macht zu unterschätzen, das ist die Gefahr, in der wir deutschen Schriftsteller leben. Es wieder wirken zu lassen in seiner vollen Souveränität und im Sinne der Freiheit, eines geordneten gesellschaftlichen Lebens und der menschlichen Gerechtigkeit, das ist unsere Aufgabe, und das ist die Verpflichtung, die uns aus den Ereignissen von gestern und damit des 20. Juli erwachsen.



## Weltstadt und Grenzstadt Berlin

Wer vor dem Zweiten Weltkrieg, etwa als Deutscher, der außerhalb des Kernstaates geboren und aufgewachsen war, in diesen strebte, der wurde, wenn er sich nicht geradezu zur Ruhe setzen wollte, zwangsläufig darauf verwiesen, seine Heimat in Berlin zu suchen. Er war nicht in irgendeiner der Landschaften des Kernstaates, nicht in Schwaben, im Rheinland, in Norddeutschland oder Bayern beheimatet, sondern in Deutschland schlechthin, gewissermaßen volksunmittelbar. Wer jetzt, nach 1945, etwa als Sohn eines grenzdeutschen Gebietes, das jetzt hinter dem Eisernen Vorhang liegt, aus einem nichtdeutschen Teil der Welt nach Deutschland heimkehren möchte, der stößt alsbald auf ein unerwartetes Problem. Da er in die Heimat seiner Jugend nicht zurückkann, die Landschaften des Kernstaates aber ihm höchstens durch Reisen und kurze Aufenthalte bekannt sind, sieht er sich vor der Frage: wo finde ich Deutschland? In einer der binnendeutschen Landschaften, in denen er nur Gast sein kann, in denen ihn viele der provinziellen Angelegenheiten nicht erlebnismäßig berühren? Und plötzlich wird ihm klar: es fehlt jene Stadt, in die ein Deutscher nie als Fremder kam, die den Auslanddeutschen so gut Heimat war wie den im Kernstaat Geborenen, die ein Stück Deutschland schlechthin bedeutete. Es fehlt Berlin.

Wir hatten viel gegen diese Hauptstadt des Deutschen Reiches von 1871, die zugleich die Hauptstadt aller Deutschen in der Welt war, einzuwenden. Sie war nach dem Nordosten des Reiches verlagert, ihre geschichtliche Tradition war unverhältnismäßig jünger als die Hamburgs, Lübecks, Königsbergs, Kölns, Münchens, von Wien nicht zu reden. Sie hatte kein so starkes bürgerliches Patriziat wie etwa Frankfurt. Aber dafür ist der Berliner aller Schichten niemals denkfaul und herzensträge gewesen. Und so war denn der wirtschaftliche Aufschwung nach 1871 in Berlin auf besonders wenig kulturelles Gegengewicht gestoßen. Zwar wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ganz Europa vom Parvenu verwüstet, aber er mußte naturgemäß am verderblichsten dort wuchern, wo die Gründerzeit so plötzlich einsetzte wie in Berlin und sich so wenig mit einer kritischen Kulturschicht auseinanderzusetzen hatte wie in der neuen Reichshauptstadt. Während andere Städte im „Deutschen Reich“ noch mit der Tradition des Ersten Reiches über die Zeit der Kleinstaaterei hinweg zusammenhingen, war auf dem Kolonialboden, auf dem Berlin stand, die Gefahr besonders groß, daß das alte Reich, das 1806 abgedankt hatte, vollkommen versank vor dem Glanz des Bismarckstaates. Ungehemmt konnte sich dieses neue Berlin zur deutschen Zentralenstadt schlechthin entwickeln; das wirtschaftliche, politische, soziale, aber auch bis zu einem hohen Grad das kulturelle deutsche Leben wurde zentrali-

siert. Das ergab viele Spannungen und Störungen. Alle Widerstände, welche die Gründung des Bismarckstaates in Deutschland und außerhalb weckte, wurden Berlin angelastet. Man nannte es die „ungeliebte Stadt“. Man sah es als das Verderben wertvoller deutscher Überlieferungen an und vergaß dabei vielleicht oft, daß es die erste deutsche Weltstadt war, nachdem Wien nach dem Südosten abgedrängt worden war. Und alle Widerstände, die naturgemäß im neuen deutschen Kernstaat nach Jahrhunderten der Kleinstaaterei gegen die Entwicklung zur Weltmacht sich erheben mußten, suchten Bekräftigung durch Kritik an Berlin. Alle Zivilisationsgifte, welche die alten europäischen Weltstädte, Paris und London, seit Jahrhunderten in sich verarbeitet und überwunden hatten, schienen virulent in der neuen Weltstadt. Die Aufgabe war ja in der Tat ungeheuer. Zwei Jahrzehnte lang, von 1870 bis 1890, bis zum Abgang Bismarcks, waren noch Hemmungen vorhanden, die einen allzu unvermittelten Übergang aus dem vorindustriellen Deutschland in die Weltmacht verhinderten. Bis 1890 wurde noch Maß gehalten. Mit dem Beginn des wilhelminischen Zeitalters verchwand dieses Maß und damit jede innere Sicherheit. Wo diese fehlt, stellt sich die Phrase und das Auftrumpfen ein. Eine gewisse Schicht in Berlin, die schnell die traditionsgesicherten Kreise verdrängte, hat zur Diskreditierung Deutschlands um die Jahrhundertwende unendlich viel beigetragen. Ein kluges pädagogisches Buch jener Jahre gab die Losung aus: Vornehmheit und Tüchtigkeit. Die Tüchtigkeit wurde allgemein anerkannt, aber die Vornehmheit schien den Kritikern des neuen Reiches, den Lagarde, Konstantin Frantz, dem Rembrandt-Deutschen, dem Publizisten Ferdinand Avenarius, vor allem Nietzsche für immer verlorengegangen. Von den nichtdeutschen Kritikern, bei denen Konkurrenz motive mitspielten, nicht zu sprechen.

Wer sich diese Zeit ins Gedächtnis zurückruft, dem wird freilich auch gegenwärtig, wie schnell eine gesunde Reaktion einsetzte. Von 1880 ab beginnen jene Reformbestrebungen, die dem chaotischen Parvenuwesen ein kulturell, wirtschaftlich, sozial und politisch gestaltetes Deutschland entgegensetzen wollten. Und wenn auch die schöpferischen Kräfte dieser Reformbewegungen aus allen Gegenden Deutschlands stammten: ihren Halt und ihre Sammlung fanden sie doch wieder zumeist in Berlin. Jedenfalls konnte nichts auf gesamtdeutsche und europäische Wirkung rechnen, was nicht in Berlin anerkannt und oft sehr warmherzig und impulsiv gefördert wurde. Gerade Berlin war es auch, das die beginnende Reform in den Zentralapparat, in das Getriebe der Interessen und in die Machtkämpfe einfügte, wie sie an jeder Zentrale sich ausleben. Wäre Berlin so zynisch, so abgebrüht, so ohne Verständnis für die tiefsten Notwendigkeiten der deutschen Entwicklung gewesen, wie man ihm oft im Zorn vorwarf, dann wäre jener reformierende Gestaltungswille, der um die Jahrhundertwende auf allen Gebieten hervorbrach, provinziell zersplittert worden und nie zur Wirkung gelangt. Weder der soziale Erneuerungswille, wie er etwa in Friedrich Naumann und in der Gewerkschaftsbewegung zum Ausdruck kam, noch die kulturelle, künstlerische und allgemein-geistige wachsende Gestaltungskraft, noch die politische Klärung, noch die wirtschaftliche Konzentration wären vorwärts gegangen, wenn nicht



Berlin seine Mittlerrolle mit einer gewissen Loyalität und Sachlichkeit durchgeführt hätte. Wer diese Jahre miterlebt hat, der weiß, welchen Anteil Berlin daran hatte, wenn Deutschland zwischen 1900 und 1914 den Parvenu und seine Gestaltlosigkeit zu überwinden sich anschickte. Nicht zufällig zeigte die Brüsseler Weltausstellung von 1913 und die Kölner Werkbundausstellung von 1914 so überzeugend jene deutschen Kräfte, die in der Architektur, im Kunstgewerbe, im Bauen und Wohnen den äußeren Ausdruck für eine Konsolidierung suchten. Zum Schrecken des Auslandes, besonders der westeuropäischen Völker, die sich überflügelt fühlten.

Berlin war für diese Rolle des Mittlers, trotzdem es so spät und nicht in der geographischen Mitte zu seiner Aufgabe gelangte, doch durch viele Voraussetzungen vorbereitet. Wir waren zwar stolz darauf, daß wir nicht wie Frankreich eine Lichtstadt hatten, welche die Provinz im Dunkel ließ, wie es gerade in jenen Jahren der Fall war. Wir hatten starke wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkte im ganzen Lande, und unser Deutsches Reich von 1871 war unter den europäischen Staaten gerade dadurch ausgezeichnet, daß sein geistiges und kulturelles Leben so mannigfaltig war und so viele Sonderwerte der geschichtlichen Entwicklung, der Stammesart, der Landschaften und Länder entwickelte. Dennoch hätte in dieser reichen Blüte etwas Wesentliches gefehlt, wenn nicht Berlin gerade durch seine Traditionslosigkeit, durch den Mangel einer starken Landschaft und durch die Eigenart seiner Bevölkerung seine besondere Rolle gespielt hätte. Es kam unbelastet und mit frischer Energie 1870 an diese Rolle heran. Während die anderen großen Städte Deutschlands aus einer starken und alten Überlieferung eine oft weit vor der Reichsgründung begonnene Linie fortsetzten, konnte sich Berlin 1870, ohne eine solche Überlieferung opfern zu müssen, ganz und ohne Vorbehalt in den Dienst seiner Funktion als Reichshauptstadt stellen. Die Geschmeidigkeit, Weltoffenheit und frische Energie, die es dabei bewährte, waren ein Glücksfall für Deutschland. Es war ein Glücksfall, daß diese Stadt, deren Bevölkerung noch zur Zeit Friedrichs des Großen zu einem Drittel aus französischen Emigranten bestand, zu einem weiteren Drittel aus anderen zugewanderten geistig beweglichen Elementen, für jene Funktion zur Verfügung stand. Nicht zufällig hat man immer das frische und anregende Klima Berlins gerühmt. Derselbe Vorzug galt auch für das geistige Klima. Nach der Gründung des Reiches strömten dann vollends die aktivsten Elemente aus dem ganzen deutschen Bereich in die Zentrale; der Witz, daß jeder dritte Berliner aus Breslau stamme, konnte auch dahin erweitert werden, daß die aktivsten Schwaben, Rheinländer und Norddeutschen, endlich auch, mit einer gewissen Selbstüberwindung, die aktivsten Bayern, in Berlin, wenn nicht wohnten, so doch ihre Arbeitsstätte hatten. Es gab kaum eine Stadt in der Welt, in der es so leicht war, für eine einigermaßen lebensfähige Sache Gefolgschaft zu gewinnen. Und so viel Kraft vielleicht auch in dieser Überaktivität unproduktiv verbraucht worden ist: der Wettbewerb steigerte doch erstaunlich die Kräfte und bewirkte eine scharfe Auslese. Man war nicht überall in Deutschland mit dieser Auslese zu-

frieden. Diese Auslese war selbst mit sich und ihrer Position nicht immer einverstanden. Aber das lag nicht an Berlin, sondern daran, daß die politische Spitze nach 1890 zwar noch lange maßgebenden Einfluß ausübte, aber nicht geistig führte. Berlin wurde dann auch der Schauplatz des notwendigen, aber im Tempo überhitzten Prozesses, der älteren Staaten mit alter dynastischer Tradition oder republikanischer Routine erspart geblieben ist: jenes Prozesses, der durch den allzu schnellen Übergang aus dem preußischen Königtum in eine moderne Weltmacht erfordert wurde. Auch für diesen sehr gefährlichen und am Ende die deutschen Kräfte überschreitenden Anpassungsprozeß gab Berlin einen elastischen und leistungsfähigen Rahmen. Es hätte noch viel schlimmer kommen können als es 1918 kam, wenn nicht Berlin in seiner nüchternen und herben Luft die äußersten Extreme verhindert und manche für eine werdende Nation unerträgliche Gegensätzlichkeit gedämpft hätte. Selbst in den schwersten Krisen der Jahre zwischen 1914 und 1933 versiegte nie ganz jene aus der Berliner Bevölkerung selbst aufsteigende Fähigkeit, bei allem Ernst nichts ganz tragisch zu nehmen und selbst in den gefährlichsten Situationen noch die Distanz gegenüber allen menschlichen Unzulänglichkeiten zu bewahren, die im Alltag zu einem kaustischen Humor befähigt. Man mußte in jenen Jahren der äußeren Unsicherheit und der inneren ständigen Anstrengungen den Berliner Schlag lieb gewinnen, der sich ja dann am besten bewährt, wenn das Wetter stürmisch ist. So ergreifend herb und köstlich der karge märkische Frühling ist: er ist doppelt kostbar in dieser Landschaft, die so novemberlich drohen kann. Das gilt auch für das politische Klima. Die Leistung Berlins in all den Schicksalsjahren seit 1914 war übermenschlich, und wenn wir zurückschauen und uns alle im Grunde wundern, daß wir noch die Sonne schauen, ja weiterbauen und weiterplanen, so haben wir für dieses Überdauern nicht zum wenigsten Berlin dankbar zu sein. Zwar hat die Lebenskraft des Bauern und Bürgers in den deutschen Landschaften den Hauptanteil daran, daß wir soviel Vitalität trotz aller Schläge bewahren konnten. Aber die Hauptlast der Krisen hatte eben doch in dieser Zeit die Zentralstadt im märkischen Sand zu tragen. Natürlich wissen wir jetzt erst, wieviel wir ihr zu danken haben: solange wir mitten in den Lebenskrisen steckten, war der Überblick über das, was Berlin und seine Bevölkerung leisteten, oft nicht möglich. Diese Bevölkerung, die man am besten kennenlernt, wenn man Hilfe braucht, in irgendwelchen praktischen Nöten ist und sich an den kleinen Mann wendet. Er wird selten versagen in jener einzigartigen Mischung von Hilfsbereitschaft und Berufsstolz.

Berlin war denn auch in seiner Nüchternheit und Sachlichkeit sicherlich nicht in erster Linie schuld, als das deutsche Volk durch 8 Millionen Arbeitslose und 20 Jahre Lebenskrise des festen Bodens beraubt und in seinem Glauben an sich selbst wankend geworden, der politischen Phrase nach und in das größte Unglück seiner Geschichte lief. Andere, weniger krisengewohnte und dem Idyll mehr verschriebene Landschaften waren schuldiger. Auch in diesem Unglück hatte Berlin wieder die schwersten Lasten zu tragen, hatte seine Bevölkerung jene Widerstandskraft zu bewahren, die jeder Offizier aus den beiden Weltkriegen gerade an den



Berliner Soldaten so rühmen mußte. Und nun, nach so vielen Jahren der Prüfung und Bewährung, steht Berlin wieder vor neuen Aufgaben, die es für ganz Deutschland unersetzlich kostbar machen.

Man kann Berlin nicht ersetzen. Der Entschluß, auf einen Berlin-Ersatz zu verzichten und nicht eine andere Großstadt zur deutschen Hauptstadt zu machen, entsprang wohl einem richtigen Instinkt. Die Funktion, die Berlin hatte, soll offengehalten werden. Sie kann auch von niemandem übernommen werden. Berlin fehlt und soll fehlen. Der Mangel, die Lücke, soll nicht vergessen werden. Und wenn Berlin jetzt neue, wiederum sehr ernste Funktionen im Dienste des ganzen Volkes erfüllt, so soll es das Vertrauen auf seine Kräfte aus seiner Leistung zwischen 1870 und heute schöpfen. Die Aufgabe ist so neu und von so ausgesprochen welthistorischer Bedeutung, daß Berlin viel Selbstvertrauen und viel Vertrauen der ganzen Nation nötig hat, um ihr gewachsen zu sein. Es steht in der vordersten Front gegen einen Kontinent, dessen Vorposten sich mitten in Berlin formiert haben. Es ist nicht länger möglich, die Aufgabe und ihre Gefahr zu verharmlosen. Mit idealistischen Parolen kommt man nicht aus. Man bedarf illusionsloser Realistik, und hier ist wiederum Berlin durch seine Eigenart prädestiniert, sich in die Bresche zu stellen. Berlin war durch seinen Realismus in den glücklicheren Jahren dazu besonders geeignet, Deutschland als Weltstadt mit der Welt zu verbinden. Deutschland ist jetzt als Ganzes einem besonderen Teil der großen Welt gegenübergestellt, jenem Teil der Welt, der Europa am schwersten bedroht. Die Aufgabe des ganzen deutschen Volkes hat sich verengt, was die geographische Richtung anlangt, erweitert, was die geschichtliche Bedeutung angeht. Es ist endgültig klar geworden: Unser Schicksal war immer — wir wußten es nur nicht immer — dem Osten näher zu sein, auch der östlichen Drohung, als das übrige Europa und der fernere Westen. Berlin ist der Protagonist des deutschen Schicksals geworden, nicht nur aus geographischen und taktischen Gründen, sondern aus seiner Geschichte und seinem Wesen heraus. Dort, wo früher Berlin für Deutschland wirkte, ist ein leerer Platz. Aber dort, wo Berlin jetzt für Deutschland wirkt, ist eine Entscheidungsstätte des europäischen und des Weltchicksals.

## Der Mißbrauch der Kolonialfrage

Schon einmal war es, anlässlich der persischen und ägyptischen Ereignisse, notwendig, die Debatte über Kolonialprobleme von demagogischem Beiwerk zu befreien. In diesen Fällen versteckte sich hinter der (gleichfalls von Moskau benutzten) Losung nach nationaler Befreiung, die ja dort gar nicht mehr erkämpft zu werden brauchte, der Versuch, die Folgen finanzieller Mißwirtschaft durch Erhöhung der staatlichen Einnahmen abzuwenden und gewisse soziale Reformen ohne Antastung der Oberschicht durchzuführen bzw. durch nationalistischen Lärm von den sozialen Fragen abzulenken und eine eigene Bevormundungs- und Ausdehnungspolitik zu starten.

Neue Verwirrung ist jetzt anlässlich der Ereignisse in Indochina sichtbar geworden. Wenn jetzt auch Vietnam, fast 5 Minuten nach 12, die Unabhängigkeit im Rahmen der Französischen Union gewährt worden ist, so glauben doch viele, selbst solche, die alles andere als prokommunistisch sind, daß im großen und ganzen, wie das Beispiel Vietminh zeige, der Kommunismus und der nationale Befreiungskampf der Kolonialvölker parallel laufen. Die alte Leninsche Parole von dem Bündnis der unterdrückten Rassen und der unterdrückten Klassen, die 1927 auf dem Brüsseler Kongreß der Anti-imperialistischen Liga ihren sinnfälligen Ausdruck fand, scheint diese Vorstellung zu bestätigen. Angesichts der selbst unter Antikommunisten herrschenden Verwirrung darüber ist es nötig, diese Frage zunächst einmal für Asien genauer unter die Lupe zu nehmen.

Es ist nötig, darauf hinzuweisen, daß eine große Anzahl von Ländern ihre nationale Unabhängigkeit ohne die Kommunisten und ohne Moskau erlangten. Das gilt: 1. für Indien, auch wenn dessen Außenpolitik heute auf Neutralismus, dritte Front, Freundschaft mit China, Betrachtung von Moskau als kleinerem Übel und notwendigem Gleichgewichtsfaktor hinausläuft und der einheimische Kommunismus, von der Regierung trotz dieser Außenpolitik bekämpft, infolge der in Bewegung geratenen Massen und der Enttäuschung über das langsame Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung und über die Rechtsentwicklung der Kongreßpartei allmählich ansteigt; 2. für Pakistan, das mit seinem Bündnis mit Ankara eindeutig für den Westen optierte, auch wenn es in der Oberschicht kommunistische Zersetzungszellen gibt, die Verschwörung vor ein paar Jahren gerade die Spitzen erfaßte und manche Kreise Koran und Kommunismus zu versöhnen suchen; 3. für Ceylon, das auf der letzten Konferenz in Colombo das Verhalten Pakistans ausdrücklich billigte, wenn auch die (freilich in zwei Gruppen gespaltenen) Kommunisten ziemlich stark geworden sind und insbesondere in der Hauptstadt einen Machtfaktor darstellen; 4. für Vietnam, das ja, gleich Kambodscha und Laos, in einer



Kampfposition gegen Vietminh steht; 5. für die Philippinen, die in einem Abwehrkampf gegen die kommunistische Bauernbewegung der Huks stehen.

Es ist zuzugeben, daß in einer Reihe anderer Länder die Kommunisten in der Tat einen Anteil an der Befreiung hatten, ohne aber das Monopol darauf zu besitzen. Das trifft zu: 1. für Burma, das aber die (übrigens gleichfalls gespaltenen) Kommunisten abgewehrt hat und in Colombo, trotz linkssozialistischer Führung und früherer neutralistischer Tendenzen, auf Pakistans und Ceylons Seite trat; 2. für Indonesien, wo das Bündnis mit den Nationalisten zusammenbrach, ein großer kommunistischer Aufstand niedergeschlagen wurde, die Kommunisten jedoch neuerdings wieder einen stärkeren Druck ausüben und die Außenpolitik sich auf der indischen Linie vollzieht. Wenn man von Vietminh absieht, also von Indochina, das auf eine ähnliche Spaltung wie Korea hinzielt, bleibt als kommunistisches Aufstandsgebiet zur Zeit, nach der Herstellung relativer Ruhe in Burma, nur Malaya übrig. Dort ist die „Befreiungsbewegung“ aber überwiegend eine Angelegenheit der chinesischen Minderheit (was nicht ausschließt, daß es vereinzelt auch malayische Kommunisten und daß es natürlich auch chinesische Antikommunisten gibt). Chinesische Minderheiten sind ja auch der Träger des Kommunismus in Indonesien und selbst im unabhängigen, gar nicht mehr zu befreienden Siam.

Schon daraus geht eindeutig hervor, daß die nationale Befreiungsbewegung *nicht* identisch oder parallel mit der kommunistischen Bewegung ist. Seit 1927 haben sich weite Schichten von dieser kommunistischen Bevormundung, von diesen falschen Verbünden, freigemacht. Man ziehe also aus dem Beispiel Vietminh keine falschen Folgerungen! Man kann sogar heute — und das kann nicht stark genug hervorgehoben werden — von einer antikommunistischen Front sprechen. Gewiß, Indien und Indonesien gehören nicht dazu. Sie wird aber, wie man in Colombo sah, gebildet von Pakistan, Burma und Ceylon, ferner von Siam und Vietnam, den Philippinen und Süd-Korea, wozu schließlich noch National-China (Formosa) gehört. Es war Tschiang-Kai-Schek, der mit Recht darauf hinwies, daß es wichtig sei, im Ernstfalle in Asien nicht amerikanische Truppen einzusetzen, um dem asiatischen Mißtrauen und der anti-imperialistischen Propaganda keine neue Nahrung zu geben, sondern Nationalchinesen, Südkoreaner, Philippinos und Siamesen.

Das propagandistische Moment ist überhaupt viel zu wenig beachtet worden. Es besteht nicht nur in der Abwehr der Behauptung vom „amerikanischen Imperialismus“, der in Asien ebensowenig Absichten hat wie in Europa (schließlich war es Amerika, das Frankreich auf Nachgiebigkeit gegenüber Vietnam drängte und das gleiche auch in Nordafrika tut; und diese Feststellung bleibt auch richtig allen Behauptungen des Bevanismus und seiner kontinentalen oder asiatischen Freunde zum Trotz); es besteht auch in der Umkehrung des Spießes, nämlich dem Hinweis auf den russischen Imperialismus. Gerade hier liegt die beste Entlarvung der kommunistischen „Befreiungsaktion“. Mit diesem Mittel sollte man nicht nur in Pakistan, Burma und Ceylon, sondern auch in

Indochina, ja selbst in Indonesien operieren, wenngleich Indien, bei aller Ablehnung von Terror und Totalität, hier aus einer falschen Solidarität heraus, eine abweichende Vorstellung, eine Konzeption der Gleichgültigkeit hat, die nicht frei von Zynismus und Vorstellungen des gegenseitigen Ausspielens ist. Es gibt auch auf der Rechten der Kongreß-Partei Ansätze zu einem eigenen Imperialismus, vor dem jüngst ausgerechnet Malan warnte, jener Vertreter des Rassismus, der freilich dazu am wenigsten Anlaß hat. Aber Malan ist seinerseits — ein Zeichen, wie kompliziert Kolonialprobleme heute sind — verdrossen darüber, daß sich die Inder und Neger nicht mehr gegeneinander ausspielen lassen, daß die Neger Gandhis Methoden nachahmen und die Inder beginnen, mit den Negern Solidarität zu üben. Wie weit die Inder dabei, in Süd- und vor allem in Ostafrika, auf die Dauer selbstlose Zuschauer bleiben werden, ist eine ähnliche Frage wie mit den Ägyptern, deren Führung eine Hegemonie in Afrika anstrebt wie Argentinien in Südamerika. Aber selbst wenn man mit diesem Argument des russischen Imperialismus arbeitet, muß man sich nicht zu sicher fühlen, damit auch in China Erfolg zu haben und einen chinesischen Titoismus als eine Gewißheit der Zukunft anzusehen. Es ist höchstens eine Möglichkeit, aber nicht mehr als das. Gar leicht könnte es passieren, daß ein chinesischer Tito durch einen 100prozentigen Moskowiter ersetzt wird, ehe es für Moskau zu spät ist.

Das Argument des „Moskauer Imperialismus“ (oder auch des chinesischen Imperialismus) kann tödlich sein, wenn es richtig angewandt und mit der Vorstellung vom Ziel der Weltrevolution kombiniert wird. Gewöhnlich werden beide Dinge als einander ausschließend betrachtet. Es ist aber weder so, daß wegen des weltrevolutionären Zieles Moskau nicht imperialistisch sei (denn so doktrinär-marxistisch ist man in Moskau nicht mehr), noch so, daß wegen der Wendung zum Imperialismus Moskau nicht mehr an die Weltrevolution denke. Beides ergänzt sich in einer komplexen Art und braucht sich nicht zu widersprechen. Der Imperialismus aber ist zum Tode verurteilt.



## Der dunkle Kontinent ist nicht mehr dunkel

*Beobachtungen auf einer Reise durch die Neue Welt von morgen\*)*

Wer zum eingefleischten Europäer werden will, der unternehme eine Rundreise durch Afrika. Er wird zurückkehren als begeisterter Verfechter der Vereinigten Staaten von Europa, wird überzeugt sein, daß die vielfältigen Möglichkeiten des riesigen Kontinents nur als eine Gemeinschaftsaufgabe von Europäern und Afrikanern zu lösen sind. Er wird überwältigt werden von dem Umfang und Ausmaß der Veränderungen sozialer, politischer und wirtschaftlicher Art überall auf dem Erdteil. Er wird feststellen, daß das zu Hause vielfach noch geläufige Afrikabild dringend einer Revision bedarf, daß es den schwarzen Erdteil, wie ihn noch vor einem Menschenalter wagemutige Forscher sahen und erlebten, so jedenfalls gar nicht mehr gibt. Er wird erschrocken sein über die sich aufdrängende Feststellung, daß dieser Kontinent gleich den Europäern, die ihn erforschten, erschlossen und — ausbeuteten, ein getreues Spiegelbild aller europäischen Zerrissenheit und Gegensätzlichkeit ist, ja daß jede der europäischen Kolonialmächte eine diametral entgegengesetzte Einstellung zu dem gleichen Problem hat. Und er wird erfahren, daß diese Gegensätze und Unterschiede auf seiten der europäischen Lehrmeister ihr Gegenstück finden in der Zerrissenheit und Gegensätzlichkeit der Eingeborenen. Vor allem aber kommt der Afrikareisende unserer Tage zurück mit der festen Überzeugung, daß es in diesem wilden, aufgestörten, hin- und hergerissenen Erdteil eine echte, für beide Teile lebenswichtige Gemeinschaftsaufgabe anzupacken gilt und daß sie — wiederum wie in Europa — nur in einer echten Partnerschaft aller Beteiligten endgültig und befriedigend gelöst werden kann.

Ein westafrikanischer Politiker hat einmal einen Ausspruch getan, der als Motto über allen Problemen in diesem Kontinent stehen könnte. Er sagte: „Man kann auf einem Klavier mit den weißen Tasten so etwas wie eine Melodie hervorbringen. Und man kann mit den schwarzen Tasten so etwas wie eine Melodie hervorbringen. Um aber eine harmonische Sinfonie zu erzielen, dazu bedarf es der schwarzen und weißen Tasten.“ In diesem Ausspruch liegt in der Tat das ganze, den Besucher oft so verwirrende Problem Afrikas. Der dunkle Kontinent ist nicht mehr dunkel. Er befindet sich — um bei dem Vergleich zu bleiben — im Morgengrauen einer neuen Zeit. Das Alte und das Neue, Licht und Dunkelheit, kämpfen um den Sieg, auf beiden Seiten. Politisch ausgedrückt bedeutet das: der weiße Mann kämpft um die Erhaltung seiner Vorrechte, um seine Stellung als

\*) Aus einem im Herbst erscheinenden Buche.

Kolonialherr und um seinen Lebensstil. Der Schwarze aber, von eben diesen weißen „Bwanas“ (Herren) erzogen, angeleitet und aufgehetzt, fordert die Vertreibung eben dieser Weißen aus seinem Kontinent.

Es gibt viele kluge Beobachter in Afrika, die in dem Heraufkommen des Politikers die eigentliche Gefahr für den Erdteil sehen. Man findet ihn heute überall in Afrika, in den weißen und in den wenigen schwarzen Parlamenten, und immer vergrößert, vergrößert und verzerrt er die schwierigsten Probleme. Statt sie zu lösen zu versuchen, macht er Schlagworte daraus. So heißt eines: „Afrika den Afrikanern“, d. h. weg mit dem weißen Mann und seiner Vormachtstellung. Ein anderes heißt: „Südafrika den Südafrikanern“, doch es bedeutet jetzt weiße Oberherrschaft über den Nicht-Weißen. Ein drittes heißt: „Verweist den Kaffer auf seinen Platz“, d. h. stellt ihn wieder an das hinterste Ende der Schlange, ohne Rechte, ohne Besitz, ohne Anspruch und ohne Betreuung. Unstreitig das grauenvollste Schlagwort aber vernahm ich aus dem Munde eines in Afrika als Siedler lebenden Europäers. Es lautete: „Der einzige gute Neger ist ein toter Neger.“

Der mißgestimmte Chor der Politiker und der Agitatoren aller Rassen und Hautfarben ist die beste Widerlegung unseres Afrikabildes von Urwald und Wildheit, von Menschenfressern und Raubtieren ohne Zahl, von Unerschlossenheit und Verkehrsferne, von unberührter Natur und in heidnischen Vorstellungen befangenen Schwarzen. Zwei Weltkriege haben den gesamten Kontinent umgestülpt. Und wieder war es der weiße Mann, der eifrig dabei mithalf, sich sein eigenes Grab zu graben. Er riß den Neger aus seinen Stammesbindungen und seiner patriarchalischen Lebensgewohnheit, schickte ihn auf die Schlachtfelder Europas und Asiens und befahl ihm, gegen den gleichen weißen Mann zu kämpfen oder ihn als Gefangenen zu bewachen, den der Schwarze bisher als Halbgott und höchste Autorität anzusehen gewohnt war. Der weiße Mann tat aber noch etwas, was sich jetzt verhängnisvoll auf die ganze weitere Entwicklung auswirkt: Er riß den Eingeborenen aus seinen Bindungen und Lebensgewohnheiten, ohne ihm etwas Gleichwertiges dafür zu geben. Aus primitivstem Urzustand wurde der Schwarze übergangslos und unvermittelt in die technische Stromlinienform unserer Zeit gepreßt. Wofür wir Europäer zweitausend und mehr Jahre benötigten, ließ man dem Neger bestenfalls zwei Jahrzehnte Zeit.

Darin liegt die eigentliche Schwierigkeit des heutigen Problems Afrika: die alte patriarchalische Ordnung ist geschwunden. Der Lebensrhythmus seiner Menschen, wie er sich Jahrtausende hindurch unverändert erhalten, ist gestört und unterbrochen. Das System der Kolonialverwaltung und der rücksichtslosen Ausbeutung ist im Gefolge der Weltumwälzung durchlöchert. Mit der neuen Zeit kamen neue Ideen, die erst allmählich den veränderten Verhältnissen angepaßt werden. Der gesamte Kontinent befindet sich im Zeitalter einer industriellen Revolution mit all den sozialen Spannungen und Umwälzungen, die sie zwangsläufig im Gefolge hat. Hier wird sie noch verschärft, weil sich zum Problem des neuen Industrieproletariats noch das der Hautfarbe und der Zivilisationsstufe gesellt.



Denn das ist Afrika von heute, das Afrika südlich der Sahara, wie es immer wieder gegenüber den Ländern am Nil, in der Wüste und in Marokko streng abgegrenzt wird: Vor einem Menschenalter noch der dunkle, unbekannte, menschenleere Kontinent. Jeder Schritt in seine unerforschte Wildnis ein todesmutiges Unterfangen. Ohne Wege, ohne Verkehr, ohne Überlieferung, ohne eine einzige Schriftsprache. Heute sieht man Raubtiere nur noch in streng behüteten Reservaten und in ganz vereinzelt, völlig abgelegenen Gegenden. Die Eingeborenen wurden zu Industriearbeitern, Hausangestellten, Lehrern, Landwirten. Die Wildnis wird immer ausgeprägter eine wohlbestellte Agrarwirtschaft. Um die wie Pilze aus dem Boden schießenden Industrieanlagen und Städte liegen schier unerschöpfliche Reichtümer an Bodenschätzen: Uran und Gold, Diamanten und Kupfer, Eisen und Kohle. Man fährt in modernen Schnellzügen kreuz und quer durch den Erdteil, überquert ihn in einem dichten Netz von Luftlinien oder auf erstaunlich guten Straßen in bequemen Straßenkreuzern.

Es gibt keinen dunklen Kontinent mehr. Dafür gibt es einen Erdteil überreich an Rohstoffen, wirtschaftlichen Möglichkeiten, aber auch voll explosiver Spannungen und Gefahren. Der Eingeborene steht vielfach draußen vor der Tür, und wo er in den Bereich des Weißen eingelassen wird, da findet er keinen Stuhl. Der weiße Mann brachte ihm Hygiene und gesundheitliche Betreuung, brachte ihm Erziehung und Religion, schulte ihn in Beruf und Leben. Doch wo der Schwarze das neue Wissen und die neue Lebensform anwenden will, da trifft er auf Zurücksetzung und Benachteiligung. Ein Beispiel für viele: Fünf Jahre lang war ein Neger auf Grund eines Studiums an der bekanntesten Hochschule Englands als völlig Gleichberechtigter aufgenommen worden. Er machte ein glänzendes Examen und promovierte als einer der Besten. Nach Hause zurückgekehrt, bekam er von der britischen Kolonialverwaltung einen hohen Beamtenposten angeboten, doch zum halben Gehalt seines weißen Vorgängers und mit der Auflage, stets nur die Hintertür des Regierungsgebäudes zu benutzen!

Solche Fälle kann man zu Dutzenden aufzählen. Sie sind symptomatisch für die Einstellung vieler Weißer. In Afrika südlich der Sahara, einem Gebiet von der mehrfachen Größe ganz Europas, leben in Kolonien, Protektoraten, Mandaten, Dominien und selbständigen weißen und einem — bisher noch dem einzigen — schwarzen Staat rund 200 Millionen Neger und nur etwa fünf Millionen Weiße neben einigen hunderttausend Asiaten und Farbigen (Mischlingen). In Südafrika, wo mehr als die Hälfte der 5 Millionen Weißen auf dem Kontinent z. T. schon seit 300 Jahren wohnen, kommen vier Neger auf einen Europäer; in Zentralafrika ist das Verhältnis stellenweise 700 : 1. Mit Ausnahme der afrikanischen Westküste, wo die Emanzipation der Schwarzen die größten Fortschritte gemacht hat und wo neben dem selbständigen Negerstaat Liberia Ansätze zu eigener schwarzer Staatsbildung bereits sehr weit gediehen sind, von dieser Ausnahme abgesehen hat im gesamten übrigen Teil des Kontinents der Eingeborene noch keinen Anteil an der politischen Verwaltung und Regierung. In vielen Fällen — beispielsweise in Südafrika

und Zentralafrika — wird sie ihm verwehrt. In vielen anderen Gebieten ist er tatsächlich noch nicht in der Lage, sich selbst zu verwalten. Er ist auch vielfach nicht imstande, in einer völlig veränderten Umwelt wirtschaftlich auf eigenen Füßen zu stehen. Einsichtige Neger, mit denen wir sprachen, gaben dies unumwunden zu. Der politische und wirtschaftliche Umschmelzungsprozeß geht in allen Teilen des Riesenraumes mit solcher Vehemenz und Schnelligkeit vor sich, daß sich ihm der aus einer steinzeitlichen Lebensform erwachende Eingeborene nicht anpassen kann. Er bedarf noch für lange Zeit der führenden, anleitenden Hand des Europäers.

Leider ist diese anleitende Hand nicht einig in ihrer Zielsetzung, geschweige denn in ihrer Politik. Die europäische Uneinigkeit und Zerrissenheit — wir sagten es schon — wird nirgendwo deutlicher als in Afrika. Jede weiße Kolonialverwaltung, Mandatsverwaltung, Überseeprovinz und Regierung hat ihr eigenes Rezept zur Lösung der gleichen Probleme. Jede ist eifersüchtig darauf bedacht, die andere nicht in ihre Karten schauen zu lassen. Man gewährt beispielsweise in den portugiesischen Überseeprovinzen Mozambique und Angola den wenigen Negern, die sich erziehen lassen und europäische Kleidung und Lebensweise annehmen, den Status gleichberechtigter Staatsbürger. Im benachbarten Belgisch-Kongo ist man so klug, nach dem klassischen Kolonialprinzip zu regieren und versagt dem Weißen wie dem Schwarzen das politische Selbstbestimmungsrecht. In der Union wiederum und ebenso in der Zentralafrikanischen Föderation hat der Schwarze keinerlei politische Mitbestimmung. Noch grotesker: Die gleiche britische Kolonialverwaltung, die in Uganda einen unter ihrer Mitwirkung von den Eingeborenen gewählten König von heute auf morgen eigenhändig absetzt und die im benachbarten Kenia den Terror der Mau Mau mit einem blutigen Gegenterror beantwortet, die gleiche britische Kolonialverwaltung führt am Golf von Guinea, in Nigerien und an der Goldküste eine politische Selbstverwaltung für Eingeborene durch, noch ehe die betreffenden Völker politisch dafür reif sind.

Es gibt kaum einen weißen Siedler in Afrika, der nicht voller Kritik an diesen verschiedenartigen und sich widersprechenden Maßnahmen der europäischen Verwaltungen ist. Voller Ironie hört man stets wieder den Ausspruch: Der südafrikanische Ministerpräsident Dr. Malan wolle die Uhr um mindestens zwanzig Jahre zurückstellen, die britische Kolonialverwaltung aber stelle die Uhr um die gleiche Zeitdauer voraus. Es ist etwas Wahres an diesem Wort, und sei es auch nur die Erkenntnis, daß man eine Entwicklung weder von heute auf morgen abstoppen, noch daß man sie überstürzt vorantreiben kann. Und ebensowenig wie Dr. Malans weiße Apartheid, d. h. das getrennte Nebeneinanderleben der verschiedenen Rassen und Hautfarben unter weißer Regierungsgewalt und Verantwortung, in Südafrika angesichts der ständig stärkeren Industrialisierung auf die Dauer durchzuführen ist, genau so wenig wird das Gegenstück der schwarzen Apartheid, d. h. das getrennte Nebeneinanderleben von Schwarz und Weiß unter schwarzer Regierungsgewalt und Verantwortung, in Westafrika zu einer für diese Länder segensreichen Entwicklung führen.



Nicht das Gegeneinander, sondern das Miteinander kann die vielfältigen Möglichkeiten des Kontinents zum Nutzen und Vorteil aller ausschöpfen. Nicht Apartheid, sondern eine echte, vertrauensvolle Partnerschaft kann die Probleme meistern und die Maßnahmen durchführen, welche im Interesse der schwarzen wie der weißen Bewohner getroffen werden müssen. Um aber zu einer echten Partnerschaft zu gelangen, bedarf es einer noch stärkeren Revolutionierung und Umstellung des gesamten Lebensstiles und der Lebensauffassung der Eingeborenen. Wir in Europa sehen günstigstenfalls nur die schwarze Elite, die geistige Führungsschicht, in unseren Schulen erzogen, auf unseren Universitäten ausgebildet. Diese Elite ist aber nur ein winziger Bruchteil der afrikanischen Gesamtbevölkerung. Die überwältigende Mehrheit ist vielmehr auch heute noch, was ihre Eltern und Voreltern waren — „der unzivilisierte, rohe Neger“, ohne Kultur, ohne Zivilisation, in heidnischen Vorstellungen befangen, nach jahrtausendealter Stammessitte lebend. Die Überfüllung seiner Stammesgebiete, die dadurch verursachte Auslaugung des Bodens, die ihm von der weißen Verwaltung auferlegte Kopfsteuer, Hüttensteuer, Viehsteuer zwingen ihn mehr und mehr, sein Stammesgebiet zu verlassen und bei dem Weißen Arbeit zu suchen. Man kann diesen aus Busch und Steppe unvermittelt und übergangslos in die Zivilisation des Europäers versetzten Negern nicht völlige Gleichberechtigung und einen politischen Stimmzettel geben. Sie können weder lesen noch schreiben, noch verstehen sie überhaupt den ganzen komplizierten Mechanismus modernen Lebens. Sie würden und sie werden die leichte Beute gewissenloser Agitatoren, welche die nur halbverstandenen Schlagworte der Weißen umformen und ausnutzen zur Erlangung persönlicher Macht über eben die unzivilisierten Rassegenossen, auf die sie voller Verachtung herabschauen. Vom „African National Congress“ und ähnlichen politischen Organisationen der Eingeborenen hört man immer nur — wie übrigens auch bei uns in Europa — die Antithese: Fort mit den Weißen, Afrika den Afrikanern. Aber noch keiner dieser Agitatoren hat sich die Mühe gemacht, seine Rassegenossen so zu erziehen und heranzubilden, daß sie wirklich die Verantwortung und Regierung übernehmen bzw. als Staatsbürger ihre Rechte und Pflichten erfüllen können.

Einige tausend Schwarze studieren auf europäischen Hochschulen. Das ist erfreulich. Aber weniger erfreulich ist, daß sie fast ausschließlich Rechtswissenschaft und Philosophie studieren, daß sie alle Rechtsanwälte und Lehrer werden wollen. Was jedoch dem Kontinent völlig fehlt, wovon er nicht genug haben kann — das sind schwarze Techniker, Ingenieure, Landwirtschaftslehrer. Man findet diese Berufe nie unter den Mitgliedern des African National Congress, der doch eingestandenermaßen einmal die gesamte Verantwortung übernehmen will.

Gewiß, auch der Weiße ist zu einem großen Teil daran schuld. In vielen Teilen Afrikas verwehrt er dem schwarzen Arbeiter jede Facharbeit. Gerade die weißen Gewerkschaften wachen eifersüchtig über ihr Privileg und über das Verbleiben der Neger in der Rolle eines ungelernten Hilfsarbeiters. Es ist überall dasselbe — in den Gold- und Diamantenbergwerken der Union wie in den Kupfer- und Kohlengruben in Zentral-

afrika: ein weißer Aufseher überwacht als Facharbeiter die eigentliche Arbeit von zehn Schwarzen. Selbst wo sie den Preßlufthammer führen, stets und immer ist der weiße Arbeiter der Boß. Er verdient mindestens das Zehnfache vom Lohne des Schwarzen, aber er verrichtet keinerlei körperliche Arbeit. So wie beim Bergbau ist es in jeder Fabrik, in jeder Werkstatt. Der ungelernte Hilfsarbeiter verrichtet die Arbeit, der Facharbeiter rührt als Aufseher keine Hand.

Wer sich heute im Unionsparlament in Kapstadt die Reden der ausschließlich weißen Volksvertreter anhört, erinnert sich zwangsläufig an ähnliche Aussprüche, Feststellungen und Redewendungen, wie sie im englischen Unterhaus vor Ausbruch der industriellen Revolution zu Beginn des vorigen Jahrhunderts gebräuchlich waren. Manche besonders scharfen Worte gegen das schwarze „Lumpenproletariat“ könnten fast wortwörtlich dem zeitgenössischen Hansard entnommen sein. Umgekehrt: wenn man im Aufständischengebiet der Mau Mau in Kenia mit einem intelligenten, auf einer weißen Schule ausgebildeten Kikuyu spricht, hört man folgende entwaffnende Feststellung: Die Europäer haben die Kikuyus um ihr Land gebracht (was übrigens nicht stimmt), also sollte man die Farmen der Weißen enteignen und sie den „ursprünglichen Besitzern“ zurückgeben. Auf den Einwand, daß die Kikuyu diese modernen Farmen mit ihrem vielfältigen Maschinenpark gar nicht zu bewirtschaften vermöchten, vor allem nicht, wenn die weißen Siedler bei ihrem Auszug die Maschinen mitnehmen, kam folgende klassische Antwort: „Dann wird uns Amerika die Maschinen stellen.“ Auf den Einwand: „Was aber, wenn die Kikuyus mit den amerikanischen Maschinen nicht umgehen können?“ kam die naive Feststellung: „Dann werden eben die Amerikaner auch die notwendigen Spezialisten mitschicken.“

Diese beiden Beispiele sind nicht übertrieben. Der weiße Farmer oder Facharbeiter, der nie eine Handbewegung tut, und der Neger, der sich in das gemachte Bett des Weißen setzen möchte, um ebenfalls keine Handbewegung mehr zu tun — diese beiden Typen findet man heute in Afrika auf Schritt und Tritt. Nun muß selbst die geschickteste Negerpropaganda anerkennen, daß die Aufschließung und Entwicklung Afrikas ausschließlich von den Europäern eingeleitet und durchgeführt wurde. Ebenso sind ausnahmslos alle Europäer und überraschend viel einsichtige Schwarze der Überzeugung, daß in kürzester Frist der ganze Kontinent wieder zu nutzlosem Busch und öder Steppe würde, daß die alten Stammesfehden und die frühere Selbstzerfleischung, daß Aberglauben, Kannibalismus und Sklavenjagd wiederaufleben würden, kurz, daß Afrika wieder in den Urzustand eines dunklen Kontinents zurücksinken würde, wenn der weiße Mann mit seiner Technik und seiner Zivilisation völlig aus dem Erdteil verschwindet.

Bis zum Überdruß hörte ich auf meiner Afrikareise das Wort vom Rohstoffkontinent der Zukunft. In einer kleinen Stadt im Herzen Zentralafrikas, an der gleichen Stelle, wo noch vor 60 Jahren der gefürchtete Negerkönig Lobengula seinen Stammeskraal hatte, veranstaltete man im Vorjahr eine Jahrhundert-Ausstellung. Sie war die phantastischste Dokumentation des Umbruches, in dem sich der Erdteil augen-



blicklich befindet. Nahezu eine Million Menschen besuchten diese Ausstellung der Superlative, der Widersprüche und der Gegensätze. Zum ersten — und in dieser Geschlossenheit wahrscheinlich auch zum letzten Male — erblickte man die Vergangenheit und die Gegenwart Afrikas südlich der Sahara, das Gestern und das Heute des verwirrenden Kontinents. Es war zusammenhanglos und ohne Übergang nebeneinandergestellt zur ersten Großausstellung in Afrika überhaupt. Man sah primitivstes Eingeborenleben und eine moderne technische und industrielle Entwicklung, von der wir uns zu Hause überhaupt keine Vorstellung machen können. Afrika gestern, heute und morgen — auf engstem Raum war es zusammengetragen, steinzeitliches Dasein neben moderner Stromlinienform, der Lendenschurz neben dem Uranmeiler. Es war das Bild eines Kontinents, der in einem Menschenalter sein Antlitz verwandelt hat und zum zukunftsreichsten, aber auch problematischsten Kontinent unseres Erdballes wurde.

Daß er seine Aufgabe erfüllen kann, daß er seine überreichen Möglichkeiten ausnutzt, daß er — mit einem Wort — zu einer „Neuen Welt von morgen“ wird: dazu bedarf es der gemeinsamen Aufgabe und Anstrengung aller seiner Bewohner, der schwarzen wie der weißen. Es bedarf einer echten Partnerschaft zwischen beiden und einer einheitlichen Konzeption der Europäer, die bisher für die Aufschließung seiner Schätze allein verantwortlich waren. Es bedarf nicht zuletzt einer einheitlichen Planung und Mithilfe aller europäischen Länder. Und es bedarf schließlich — noch einmal sei es gesagt — des harmonischen Zusammenspiels der schwarzen und der weißen Tasten zur Sinfonie eines gewaltigen Erdteils an der Schwelle einer neuen Zeit. Wer ihn offenen Auges durchfährt, wer die Möglichkeiten sieht, die sich allenthalben förmlich aufdrängen, der kommt als eingefleischter Paneuropäer zurück, aber auch mit der Erkenntnis, daß hier eine echte Gemeinschaftsaufgabe ihrer Lösung harrt.

Siebentausend Jahre wanderte der Mensch über die Erde, erntend, wo er nicht gesät, und zerstörend, was er nicht gebaut hatte.

*Dr. W. C. Lowdermilk, Fachberater bei der UN-Organisation für Ernährung und Landwirtschaft*

Das Recht, das wir Abendländer uns berufen fühlen, den Völkern der Erde zu geben, darf keine absurde Abstraktion sein. Unser abendländisch-christlicher Kulturkreis hat seine Normen so lange mit Gewalt zu propagieren versucht, daß seine neue friedliche Sendung fremden Kulturen gegenüber erst glaubhaft wird, wenn er künftig versucht, die fremde Welt zu respektieren und deren Perspektive auf unsere Welt zu begreifen.

*E. Zehden in „Völkerrecht und Völkerpflicht“, Beiträge zur Verbreitung des Völkerrechts, (Verlag der Grotius-Stiftung, München).*

## Kollektiv und Genius

Alle bisherige Soziologie hat an der Frage Kollektiv und Genius vorbeigesehen. Der Genius erscheint in ihrer Daseinsinterpretation nicht. Er ist kein soziologisch ansprechbares Faktum. Allenfalls ein „Zufall“, der geeignet ist, die allgemeinen Regeln, die man aufstellt, zu verwirren.

Und gewiß! Die *biologische* Seite des Auftretens des Genius ist für den Soziologen gewissermaßen „Zufall“, jedenfalls ein Datum, für das seine Interpretation keine Regeln hat und über das er keinen Aufschluß geben kann. Es mag einem Biologen wie Francis Galton, dem Schwiegersohn Darwins, gelingen, die Erbmassenhäufungen statistisch zu untersuchen, die zum Erscheinen des Genius in der Geschichte führen<sup>1)</sup>. Allein das ist nicht Angelegenheit der Soziologie.

Aber gegenüber dieser Haltung der bisherigen Soziologie ist festzustellen, das geschichtliche Wirksamwerden, ja überhaupt das Eintreten des Genius in den geschichtlichen Daseinsraum, hat außer der biologischen auch noch ausgesprochen soziologische Seiten.

Ich habe den Fragenkomplex, der so gesehen auftritt, in dem einleitenden Aufsatz, dem Präludium meines Buches über „Das Tragische und die Geschichte“<sup>2)</sup>, zu umreißen versucht. Dort absichtlich ohne ausdrückliche methodische Eingliederung der wissenschaftlich entstehenden Fragen. Diese Fragenkomplexe, welche ein soziologisches Verstehen aufzuhellen hat, seien hier kurz umrissen.

Zu der zunächst sich aufdrängenden Frage, wann überhaupt in dem geschichtlichen Daseinsraum der Genius oder das Geniale auftritt, wie es, soziologisch gesehen, dabei aussieht, und wie es soziologisch eingegliedert zu sein hat, ist folgendes die Probleme Umreißendes kurz zu bemerken.

Wie es dem Wesen nach verschieden gefärbte Daseinssphären gibt, so gibt es auch persönlich geniale Phänomene, die mehr der einen oder mehr der anderen Sphäre angehören. — Der zivilisatorischen Sphäre gehören zu etwa der Erfinder, der geniale Qualität besitzt, der sozialstrukturellen und kulturellen, vereinfacht gesprochen, der Staatsmann, der Prophet, prophetische Philosoph und die Künstler, die genial sind, oder ausgesprochen geniale Züge tragen. Es sind wesentlich andere Anlagegruppierungen, die den großen Erfinder kennzeichnen und davon sehr verschiedene, sehr komplizierte, die den Genius in den anderen genannten Sphären charakterisieren. Und damit hängt es zusammen, daß die geniale Person in dem einen oder anderen Bezirk ein durchaus verschiedenes Gewicht besitzt für die geschichtliche Bedeutung, die sie erlangt.

<sup>1)</sup> Geschehen in „Hereditary Genius“, London 1892.

<sup>2)</sup> Hamburg 1941.



Der Erfinder, auch der genialste, steht irgendwie als Glied in dem logisch kausal aufgebauten Kontinuum des Wissensfortgangs und seiner direkten Ausweitung. In den früheren Geschichtsperioden, oft äußerlich soziologisch, trotzdem er stets auch hier auf Vorangegangenen ruht, ziemlich unverbunden als ein Genie des „Zufalls“. Und es bleibt in diesen früheren Perioden auch oft anscheinend beinahe zufällig oder abhängig von der geringeren oder stärkeren Bedeutung der Technik für das jeweilig vorhandene Gesamtdasein, ob er und seine Erfindung einen geschichtlich spürbaren Wirkungskreis um sich zieht oder nicht. Es hat zahlreiche gänzlich unbekannte und lebensmäßig gänzlich einflußlose, aber z. T. zweifellos geniale Erfinder gegeben, die beispielsweise in China Automaten, uhrenartige Gebilde, Buchdruck und wer weiß noch alles, erfanden. Aber wenn Euklid die vollendete Entdeckung seiner Art Geometrie mit der gleichzeitigen Klarheit ihrer Axiomatik vollziehen konnte, oder wenn Aristarch die Bewegung der Himmelskörper und die Rotation der Erde festzustellen vermochte, so war das im Gegensatz dazu schon viel mehr genial gefundenes Resultat eines sich logisch entwickelnden und später noch viel weiter ausgeweiteten Wissenskосmos.

Alle unsere abendländischen großen Geister, die seit der Renaissance das moderne Weltbild formten, stehen in diesem wieder lebendig gewordenen und seitdem systematisch unendlich breit und tief fortgebildeten Wissenskосmos. Sie sind alle im wesentlichen *Intellektuelle*. Ihre Charakterqualitäten und das ihnen zuteil gewordene Schicksal, das den unpersönlichen Objektivitäten, die sie der Wissensforschung schenkten, eine persönliche Note verlieh, hatte für ihre Rolle in der Geschichte und für die Sicht dieser Rolle augenscheinlich nur insoweit eine Bedeutung, als sie die seitdem abendländisch allgemein gewordene empirische Daseinsicht noch gegenüber dem dogmatisch-theologisch geformten Weltbild zu vertreten hat (so etwa Galilei) oder es in eigenartiger Weise mit ihm zur Amalgamierung brachten (so Kepler und so auch noch Newton). Entscheidend sind danach ihre seelisch geistigen Qualitäten und ist ihre persönliche Art im ganzen nur in diesem Umfang. Selbst ein durch bestimmte Charakterleistungen hervorragend weltgeschichtlich wesentlich gewordener praktischer Entdecker wie Columbus hat, genau hingesehen, als *Persönlichkeit* keinen Rang, der geschichtlich zählt.

Ein völlig anderes Bild bei den Genialen der beiden anderen Sphären, wenn auch in ganz verschiedenem Ausdruck und nach ganz verschiedenen Seiten.

Sie besitzen und müssen, wenn sie weltgeschichtlich entscheidend bedeutsam werden sollen, wohl sämtlich ein sie bestimmendes Verhältnis zu den seelisch-geistigen Mächten der unmittelbaren Transzendenz haben. Durch dieses Verhältnis stehen sie als große Expositionsfiguren in verschiedener Weise alle rund um das „heilige Feuer“, das den universalistischen Mittelpunkt dieser unmittelbaren Transzendenz menschheitlich bedeutet.

Damit hängt zweierlei ihnen Eigentümliches zusammen. Sie erleben sämtlich, ob Künstler, ob Prophet, ob Staatsmann, den Augenblick ihrer „Berufung“, welche der Moment ist, in dem sie entweder ihrer großen

zeitgeschichtlichen oder ihrer gänzlich universellen Aufgabe ansichtig werden. Den Berufungsaugenblick der weltgeschichtlich bedeutsam gewordenen Propheten, zum mindesten derjenigen der westlichen Welt, kennt jedermann. Aber es ist im Prinzip genau das gleiche, wenn wir von Napoleon wissen, daß er sich des von ihm als allgemein gefühlten Auftrags plötzlich bewußt wurde bei Lodi, von Goethe, wie ihm etwas ähnliches in der Straßburger Zeit geschah. Und dies gilt auch, wenn es nicht so dokumentarisch belegt ist, überall. Es liegt im Wesen ihres geschichtlichen Ranges, der bei den ganz Großen die Begegnung mit dem ganz Universellen, bei den übrigen zum mindesten eine solche mit einem auch seelisch geistig bedeutsamen Zeitauftrag als notwendiges Ingrediens in sich schließt.

Wobei — das ist das zweite objektiv betrachtet Gemeinsame — der universell empfundene Auftrag nur ein zeitgeschichtlicher sein kann, wie umgekehrt in eine zeitgeschichtliche Berufung etwas sehr Universelles eingeschlossen sein kann (Cäsar!).

Zeitgeschichtliche und ganz universelle Aufgaben bedingen und mischen sich in eigentümlicher Weise bei den meisten. Jedenfalls aber kann man sagen, nur diejenigen von ihnen, denen es gelingt, nicht nur der Sicht nach, sondern, was hier weitgehend dasselbe ist, auch in ihrer Person einen universellen Auftrag für die Menschen sichtbar zu verkörpern, werden zum Symbol. Was bei den Propheten selbstverständlich, bei dem Staatsmann und Künstler selten ist. — Cäsar wird zum Symbol, weil er das universelle Wesen des im Abendland für lange Jahrhunderte möglichen Herrschertums, die Verbindung von Herrschaft und Humanität, christlicher oder in anderer Weise empfundener, in seiner Person und seinem in gewissem Sinn selbstgewählten Tod vollendet dargestellt hat. (Daher Cäsar gleich Kaiser). Alexander dem Großen war das nicht gelungen. Von anderen genialen Staatsmännern nicht zu reden. Daß ein Künstler zur Symbolqualität hinaufwächst, ist wohl selten, Dante, Shakespeare, Michelangelo verdienten es. Vielleicht kann man wohl in ähnlicher Weise von Goethe sagen, daß er der symbolischen Weihe seiner Person, mit welcher Weihe die Geschichte sparsam umgeht, nahegekommen ist.

Es liegt nicht bloß an dem Hineinragen des Werkes in eine unverlierbare universelle Ausdruckssphäre, es liegt auch an der überragend eindrucksvollen Fülle und Geschlossenheit der Person des Genius, ob er zum Symbol wird.

Generell aber ist, was die Qualität des Genialen angeht, die vorliegen muß, um es zu einem weltbedeutsamen Genius zu erheben, dies zu sagen, daß im Gegensatz zu dem im wesentlichen von der Intellektualität abhängigen zivilisatorischen Genie, das relativ einfach wenigstens begrifflich zu umreißen ist, die Qualität des Genius der anderen Sphären ungefähr das Komplexeste und mit Worten schwierigst Andeutbare ist, was die Geschichte an Phänomenen kennt.

Die Person in ihrer Einzigartigkeit ist hier stets von absolut entscheidender Bedeutung. Beim Propheten wird sie durch sein Leben und seine Worte gewissermaßen objektiviert und dadurch vielleicht doch auch leid-



lich faßbar. Beim Staatsmann liegt sie im ganzen nur in der Tat vor, beim Künstler in Dokumenten, die allenfalls eine Interpretation gestatten. Wenigstens für den Genius im Westen. — Im Osten verschwindet die Persönlichkeit, nicht nur die des Dichters, selbst die des Propheten hinter der Tendenz zur Anonymität, die hier das Charakteristische der Nuancierung der Geschichte ist, für so gut wie alles, auch das ganz individuell Große, was sie in sich trägt. Buddha wollte als Person überhaupt nicht näher gekannt sein, und es gibt eine buddhistische Sekte, die seine reale Existenz bestreitet. — Aber selbst im Westen sehen wir für die Antike den Genius bis zu Sokrates/Platon hin fast stets als beinahe hermetisch abgeschlossene, oft ganz verschleierte Gestalt mit nur in den Taten als Dokumenten sichtbarer innerer Dynamik. Von Homer ganz zu schweigen. Was wissen wir wirklich Intimes von den großen griechischen Tragikern, von Phidias, selbst von einem so sichtbar als Person exponierten Mann wie Perikles? Sehr wenig.

Seit Augustin, seit den persönlichen Dokumenten des abendländischen Mittelalters (Abälard!), vor allem seit der Zeit der Renaissance, ist dies anders. Die innere Dynamik, die für ihr Schicksal und ihre Werke bedeutsam wird, läßt sich jetzt für den größten Teil von ihnen erkennen. Und es läßt sich auch einiges wenigstens Andeutende von gewissen Charakterzügen sagen, die die Genialen anscheinend als Voraussetzung ihres Überragens und ihres Berufenwerdens besitzen müssen. Etwas, was dann auch zu der geschichtlich so wesentlichen Frage der Bedingungen ihres Auftretens, ihres regelmäßigen Eingestelltseins in die soziologisch deutbaren Verläufe, ein Gewisses beiträgt.

Ihre geniale Qualität. Reden wir vom Rand aus. Wo wir über die Genialen etwas wissen, wird uns stets von ihrer überragenden intellektuellen Kapazität berichtet. Cäsar und Napoleon, um etwas Handfestes zu nennen, waren beispielsweise imstande, zwei sachlich sehr verschiedene Diktate gleichzeitig zu vollziehen. Das ist der Vordergrund. Es dürfte ähnliches wohl auch für die Großen der anderen Gebiete, bei denen das nicht so unterstrichen überliefert wird, vorliegen. Das Entscheidende jedoch bei schlechthin allen, die weltbedeutsam werden, gleichviel in welcher der Sphären, seien sie nun Propheten, Staatsmänner oder Künstler, ist eine kaum vorstellbare unzerbrechliche Willenskraft, die sie alle Situationen überwinden läßt, auch diejenigen, in welchen der Durchschnittsmensch ohne weiteres zusammenbräche oder versagte. Fast alle Biographien und fast jedes Verhalten aller Großen zeigen das. Und es darf, um die bekannten Beispiele dafür zu ersparen, gesagt werden: Die anscheinend völlige Unzerbrechlichkeit ist so gut wie überall der große Wellenbrecher ihres Schicksals, der es ermöglicht, daß ihre je besonderen außerordentlichen Gaben irgendwann und irgendwie zur Geltung kommen.

Aber auch nicht mehr als der Wellenbrecher. Das Eigentlichste sind die inneren Vorgänge, die diese Unzerbrechlichkeit gewissermaßen „heizen“. Ich kann das, was da als Phänomen überall vorliegt, wo wir bis zu seiner Sicht gelangen können, nicht besser deutlich machen, als ich es in meiner eingangs erwähnten Schrift versuchte. Ich habe dort dem Sinne nach ge-

sagt: „Wenn es uns gelingt, ins Innere, die eigentliche Werkstatt des Genius, der weltbedeutsam geworden ist, einen Blick zu werfen, so haben wir das Gefühl, daß wir in eine Zone treten, in der dauernd die Leidenschaftswinde der gesamten Welt toben.“ Das will, anders gesprochen, heißen: Wir geraten in einzigartiger Weise auf das Niveau des unverhüllt zur Entscheidung drängenden Ringens der immanent transzendenten Daseinsmächte, die den sonstigen Individuen nur in kleinen Dosen zugeteilt sind und nur partikuläre Entscheidungen erzeugen. Hier in voller reiner Kraft arbeitend, unaufhörlich ins Große gehende Entscheidungen erzwingend und immer wieder neue Entscheidungskämpfe entfachend. Wir sind bei jedem weltbedeutsam werdenden Genius Zeugen eines der Weltkämpfe dieser Mächte. Und das Resultat eins der persönlich frühesten Weltkämpfe, die hier im Gang sind, ist das, was dem Genius als seine Berufung plötzlich klar wird und seine globale Bedeutung hervorruft.

Nietzsche hat gesagt, der Genius ist eine sehr komplizierte Maschine und daher ein Glücksfall. Jakob Burckhardt nennt das in seiner absichtlich vernüchternden schweizerischen Weise, es finde im Genius eine „Verrechnung mit dem Allgemeinen“ statt. Und auf die für uns auftauchende Frage, wie oft denn eine solche „Verrechnung“ auftritt, antwortet er: „Nicht jeder Genius findet seine Zeit und nicht jede Zeit ihren großen Mann.“

Die Folgerung, die wir zu ziehen haben, ohne damit weiteren Untersuchungen vorzugreifen, ist etwa die:

Gewiß ist das Entstehen einer solchen komplizierten Maschine, wie sie der weltbedeutsame Genius darstellt, stets ein Glücksfall. Aber wenn wir uns fragen, welche soziologischen Bedingungen dazu gehören, einerseits, daß dieser Glücksfall nicht verloren gehe, und andererseits, daß er soziologisch vielleicht in seinem Wirksamwerden gefördert wird, so dürfen wir wohl bemerken:

Wir wissen gewiß wenig von der inneren Bedeutung und Klärung der ganz konkreten Umstände, aus denen sich ein jeweils bedeutsam werdender Prophet erhebt — der christliche Mythos umgibt das Entstehen des Erlesenen nicht ohne inneren Grund mit dem vollen Glanz des Wunderbaren. Aber über die allgemeine *Situation*, aus der dann das Wirksamwerden wächst, können wir wohl etwas aussagen. Sie ist für das Kommen von Jesus ebenso wie etwa für das von Buddha und ebenso für alle anderen Propheten historisch-soziologisch durchaus umreißbar. Und es ist gewiß nicht zufällig, daß dieses Kommen im frommen Licht manchmal durch Vorläufer angekündigt wird (Johannes der Täufer). Sie sind, nüchtern betrachtet, nichts anderes als das Zeugnis dafür, daß, konstellativ gesehen, die Zeit reif ist.

Wir können im übrigen auch die große Geschichtsepoche, in der die großen prophetischen Sinn- und Seinslösungen auftreten, und welche sie gewissermaßen aus sich gebiert, soziologisch klar umreißen. Ich habe das für die bleibend gebliebenen ersten allgemeinen Daseinssinnndeutungen für die Zeit von 1200 v. Chr. bis zu Christi Geburt ausführlich dargelegt („Das Tragische und die Geschichte“).



Anders beim großen in der Wirkung an das universell Bedeutsame heranreichenden Staatsmann. Er wird stets durch eine gewissermaßen körperhaft zu umreißende Geschichtssituation aufgerufen, steht damit meist an den Eckpfeilern von Perioden, seltener, wie Perikles, als Vollender unmittelbar vor deren Abbruch. Er steht zugleich fast immer überwiegend in der Reihe anderer, auch nicht unbedeutender, die schon dieselbe oder eine ähnliche Situation zu bewältigen hatten. So daß es eine politische Reihe von Männern geben kann, die auf hohem Niveau hintereinander ein gegebenes Daseinsproblem bewältigen. Das historisch wohl größte Beispiel die führenden englischen Staatsmänner des 18. und 19. Jahrhunderts. Aber grade eine solche Reihe kann sich in übereingespielder Routine dann unfähig erweisen, in ganz neuer Form das Daseinsproblem des Landes und vielleicht größere Bezirke in einer neuen historisch soziologischen Konstellation zu bewältigen. Das wieder wohl größte Beispiel ist das Versagen der hochstehenden englischen Führungsroutine gegenüber dem europäischen Gleichgewichtsproblem, das sich zum mindesten seit der Jahrhundertwende in ganz neuer Form stellte, und durch dessen richtige Bewältigung England sanierend weltbedeutsam geworden wäre, weil es dazu beigetragen hätte, den die moderne Katastrophe einleitenden Ersten Weltkrieg zu vermeiden. Hier ist jene Jakob Burckhardtsche Bemerkung praktisch geworden, daß nicht jede Zeit ihren großen Mann findet.

Wenn wir unsere heutige allgemein geistig politische, vor allem aber auch künstlerisch-geistige Lage ansehen, dann werden wir wohl das Gefühl nicht loswerden, daß dieses Wort als Motto auch über unserer heutigen Situation steht — wie gesagt, die politische wie die geistige. Wir wissen nicht, wieweit das situationsbedingt ist, so daß das vorhandene Geniale nicht voll zum Zuge kommt, oder wieweit überhaupt dies ganz Geniale heute mangelt.

Allgemein gesprochen gilt für die künstlerische Sphäre, die ja in ihren Höhenbewegungen stets zugleich eine weltbedeutsam prophetische ist, daß wir gerade bei ihr für das Wirksamwerden der ganz Großen eine soziologische Umstandsbedingtheit stets klar spüren. So auf der einen Seite. Auf der anderen aber auch ist hier deutlich die ungeheuerere Bedeutung, die hier zum mindesten in der früheren Geschichte die manchmal auch die größte Einzelgenialität offenbar in sich beherbergende *anonyme Kollektivität* des Daseins hat. Die ganze große Masse unserer Epen, unserer Volkslieder, unserer Märchen, vom Orient her bis hin nach Griechenland, darüber hinaus auch schlechthin geniale literarische und bildnerische *persönliche* Leistungen sind hier solche der Anonymität im Kollektiven. Es ist nicht sehr viel mehr als eine Etikette, wenn wir an den vollendetsten Teil der epischen Leistung der Griechen den Namen Homer knüpfen und dessen unzweifelhaft persönlichen Anteil dann nachträglich etwa in dem unvergleichlichen kompositorischen Aufbau der beiden großen Epen suchen. Wer aber hat den ersten vollendeten Tempel, wer, um von etwas anderem zu sprechen, die wunderbare ausgewogene Monumentalität der Pyramiden, wer die auf höchster Höhe stehende ägyptische

Porträtleistung (man denke an Amenhetep III., Nophretete usw.) geschaffen? In der Anonymität verbliebene, aber mit von der Kollektivität zehrende Genies.

Und diese Mitwirkung eines sachlich geistig Soziologischen ist der einzige Schlüssel, den es für uns für ein zweites Weitere gibt: Für die durch Jahrhunderte sich fortsetzende gleichmäßige Höhe auch personell nunmehr bekannter künstlerischer Größen, etwa derjenigen der durch die Jahrhunderte beinahe auf gleich gehobenem Niveau verbleibenden italienischen Renaissancekunst. Während andererseits auch das Phänomen der reihenweisen Vorbereitung künstlerisch ganz Großer, wie wir es so verbreitet in der Geschichte finden, so seine klärende Bedeutung findet.

Hier können wir mit einigem Erfolg die soziologische Situation, die das Auftreten des weltbedeutsam werdenden Genius unterbaut, tatsächlich verfolgen, ohne daß es da freilich eine feste Regel gäbe. Denn wenn wir Michelangelo, Rembrandt, Shakespeare, Goethe, so eingebettet finden, daß sie vorbereitende Vorläufer und Weggenossen haben, so stehen andere, wie Dante, da, wie wenn auch aus den Umständen in ihrer politischen Haltung wohl verständliche, in ihrer eigentlichsten genialen Art aber meteorhaft vom Himmel gefallene Größen.

Möge diese Skizze dazu dienen, eine Anregung zu bilden zu weiteren, den Gegenstand umspannenden, möglichst in empiristischer Form bleibenden Deutungsversuchen, die wie ich es an anderer Stelle ausdrückte, das „geheime Werkmeistertum der Geschichte, das hier waltet“, etwas erhellen.

Ein legitimer Gegenstand soziologischer Arbeiten jedenfalls liegt auch hier vor, hier beim Allerindividuellsten.

*Aus einer in Arbeit befindlichen Einführung in die Soziologie.*

Als ich auf Erden war, untersuchten Professoren aller Art an mir herum, um einen ungesunden Fleck an mir zu finden, an den sie sich klammern könnten. Die Doktoren der Medizin forderten mich auf zu bedenken, was ich der Pflege meines Körpers schuldig sei, und reichten mir Quacksalbereien für eingebilddete Krankheiten. Ich erwiderte, daß ich kein Hypochonder wäre, also nannten sie mich einen Ignoranten und gingen ihres Weges. Die Doktoren der Theologie forderten mich auf zu bedenken, was ich tun müsse, um meine Seele zu retten, aber ich war ebensowenig ein geistiger wie ein körperlicher Hypochonder gewesen und hatte auch keine Lust, mich darüber zu beunruhigen; also nannten sie mich einen Atheisten und gingen ihres Weges. Nach ihnen kam der Politiker. Der sagte, daß der einzige Zweck der Schöpfung darin gipfelte, ihn ins Parlament zu bringen.

*G. B. Shaw: Mensch und Übermensch.*



## Franz von Baader 1765—1841

*Technischer Theoretiker, mystischer Philosoph, ökumenischer Christ*

Nach dem Ersten Weltkrieg schien es, als ob das Andenken des zu Unrecht völlig vergessenen Franz von Baader eine Wiedererweckung erfahren sollte: in den zwanziger Jahren kamen in rascher Folge Neuauflagen einzelner Werke heraus, z. B. durch den Dichter und Graphologen Max Pulver (1921) und durch Johannes Sauter, der außerdem in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ 1925 nachzuweisen unternahm, „die Grundlegung der deutschen Volkswirtschaftslehre“ sei durch Baader erfolgt. Der Theologe Fritz Lieb stellte 1926 in einem gründlich unterbauten Werk Baaders geistigen Werdegang bis 1792 dar, der mit erstmaliger Benutzung der umfangreichen Tagebücher viel wichtiges neues Material brachte und die wenig bekannten religiösen und philosophischen Spannungen zwischen Aufklärung, Freimaurertum und Pietismus im Bayern vor der Jahrhundertwende im Spiegel der genauen Selbstbeobachtungen des jungen Denkers lebendig vor Augen führte. Die folgenden Jahrzehnte hindurch war es dann wieder still um diesen Mann, bis nach 1945 erneut eine Bewegung einsetzte, die, getragen z. B. von dem Theologen Ernst Benz, dem Philosophen Leopold Ziegler und dem Literaturhistoriker Josef Nadler, nun zur endgültigen Rettung der in seinen Schriften verborgen liegenden, heute noch wirkungskräftigen Werte führte. Der junge Münchner Historiker Hans Grassl hat begonnen, in einer auf vier Bände angelegten Ausgabe das Bleibende im kaum überschaubaren Werk Baaders zu sammeln und in einer sorgfältig kommentierten Ausgabe einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Zunächst erschien der erste Band „Über Liebe, Ehe und Kunst“\*) — der Titel läßt nicht erkennen, daß auch rein religiöse Themen, z. B. „Über das heilige Abendmahl“ und „Über das Gebet“, darin gebracht werden — vom Herausgeber mit einer geistesgeschichtlichen Würdigung und kurzen Biographie eingeleitet, denen dankenswerterweise zunächst einige wichtige, z. T. unveröffentlichte Briefe folgen, die Wesentliches über Baader als Mensch und Denker aussagen.

Dem von Ideenfülle strotzenden, unerschöpften Reichtum seines Gesamtwerks ist nach den Worten seines Zeitgenossen, des Mediziners Ringseis, gerade die Fülle, „das stets neue Hervorsprudeln der tiefsinnigsten, beziehungsreichsten Einfälle zum Hindernis geworden, ein abgerundetes System aufzustellen, wemnschon er selbst systematisch, weil aus dem

\*) „Aus den Schriften, Briefen und Tagebüchern.“ (München 1953, Kösel-Verlag.)

Großen und Vollen, dachte.“ Da kaum vorausgesetzt werden kann, daß Baaders merkwürdige bewegte Schicksale weitgehend bekannt sind, sei hier sein Lebensgang kurz umrissen und dabei auf einige seiner fruchtbaren Gedanken hingewiesen. Als Sohn des bayerischen Hofmedikus Josef Baader am 23. März 1765 in München geboren, studierte er zunächst Medizin in Ingolstadt und Wien. Nach Abfassung einer Dissertation „Vom Wärmestoff“, die mit Recht als Erstling der romantischen Natur-spekulation bezeichnet wurde, half er in der ärztlichen Praxis seines Vaters mit; da er aber niemand leiden sehen konnte, wandte er sich dem Studium der Mineralogie und dem Bergbauwesen zu, das er, wie wenige Jahre darauf Novalis, auf der Freiburger Akademie unter dem berühmten Mineralogen A. von Werner gründlich kennenlernte. Seine Tagebücher lassen die ausgebreitete glutvolle Art erkennen, mit der Baader die damaligen geistigen und politischen Strömungen durchdrang; der spätere Bischof Sailer nahm schon früh persönlichen Einfluß auf seinen gärenden Geist, aber auch Herders Ideen, Lavaters Frömmigkeit, Schillers philosophische Briefe und Kants Ethik wirkten neben der Mystik Saint Martins auf den empfänglichen, schnell auffassenden, vielseitig begabten Studenten. Für die Freiburger Jahre haben wir das interessante Zeugnis Alexander von Humboldts über ihn, der dort „acht Monate lang fast täglich des Umgangs dieses lebenswürdigen und geistreichen Mannes genoß. Seine leidenschaftliche Richtung war eine ganz chemisch-physikalische mit einem geringen Anflug von naturphilosophischen Ideen vermengt. Er war fleißig im Anfahren, mehr mit praktischem Bergbau- und Hüttenwesen als mit Geognosie beschäftigt, gründlich im Beobachten von Tatsachen, heiter und satirisch, aber immer mit Anmut, nicht intolerant gegen Andersgläubige. Seine Einbildungskraft schien damals wenig auf religiöse Gegenstände gerichtet. Er war allgemein beliebt, dabei auch gefürchtet, wie dies gewöhnlich bei dem Gefühl der Überlegenheit geistiger Vorzüge ist. Seine politische Richtung war eine freie.“ Im Jahre 1792 ging Baader nach Abschluß seines Studiums in Freiberg für vier Jahre nach England und Schottland, wo ihm bald die Direktion einer Blei- und Silbergrube angeboten wurde; die brennenden sozialen und politischen Probleme beschäftigten ihn dort aufs lebhafteste, zugleich aber brachte der englische Aufenthalt ein vertieftes Studium Kants mit sich, von dessen Naturphilosophie, Erkenntnislehre und Ethik er sich langsam freimachte. Seine ersten Arbeiten galten technischen Fragen seines Berufes. Auf der Rückreise von England traf er in Hamburg mit Friedrich Jacobi, der ihm als Gegner Kants nahestand, und mit Matthias Claudius zusammen, dem er in lebenslänglicher Verehrung ergeben blieb.

In München bekam er, 1799 zum Münz- und Bergrat ernannt, die Oberleitung über sämtliche Hütten, Gruben und Fabriken des Landes sowie über die böhmischen Krongüter; er selbst gründete eine Glasfabrik, nachdem er die Erfindung gemacht hatte, das Glaubersalz zur Erzeugung von feinem Glas zu benutzen. 1808 an die Bayerische Akademie der Wissenschaften berufen, wurde er zum Oberstbergrat ernannt und durch Verleihung des Zivildienstordens mit dem persönlichen Adel ausgezeichnet. Um diese Zeit stand er in lebhaftem Umgang mit dem als Direktor der

Akademie nach München berufenen Schelling, der, zugestandenermaßen aufs tiefste von Baaders „abgründigen, aber leuchtkräftigen Ideen“ beeinflusst, die treffenden Worte über ihn schrieb: „Einen kenne ich, der ist von Natur ein unterirdischer Mensch, in dem das Wissen substantiell und zum Sein geworden ist, wie in den Metallen der Klang und das Licht zu gediegener Masse. Dieser erkennt nicht, sondern ist eine lebendige, stets bewegliche und vollständige Persönlichkeit des Erkennens.“ An unüberwindlichen philosophischen Gegensätzen zerbrach jedoch nach einem Jahrzehnt das freundschaftliche Verhältnis und schlug in gegenseitigen Haß um.

Baader, schon früh mit der mächtigen Pietistenbewegung in Bayern in nahe Beziehung getreten, fand über die Erweckten Kreise der Frau von Krüdener Verbindung zum Zaren Alexander I. und übermittelte ihm, wie dem Kaiser Franz Joseph und Friedrich Wilhelm III. von Preußen, eine Denkschrift, die wohl zu Recht mit der Urkunde zur Heiligen Allianz in Zusammenhang gebracht wurde. Ihr Titel lautet: „Über das, durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfnis einer neuen und inneren Verbindung der Religion mit der Politik“ (1815); klar ersichtlich wird daraus, daß Baader richtig die Bedeutung der ungeheuren Umwälzung der europäischen Gesellschaftsordnung durch die Revolution durchschaut hatte, deren gefährliche Auswirkungen er mit den Waffen des Geistes bekämpfen wollte. Als Leitgedanken führte er in jener Schrift folgendes aus: „Die christliche Religion als Religion der Liebe ist somit auch allein die Religion der Freiheit. Die Liebe verwirklicht sich daher als wahrhaft organisches und organisierendes Lebensprinzip, so wie der Haß als desorganisierendes oder als anorganisches Prinzip, und es ist folglich absurd, das Problem der bürgerlichen Gesellschaft, der freien Verbindung von Menschen, ohne den Geist der Religion lösen zu wollen . . . Einer Religion, die sich als Botschaft des nahegekommenen Reiches Gottes unter den Menschen ankündigte, wird man doch ihre weltbürgerliche politische Tendenz nicht absprechen können, und wenn schon dieses Reich nicht von dieser Welt ist und kömmt, so kömmt es doch für sie und in sie.“ Ferner führt er aus, die Französische Revolution habe den auffallendsten und unwiderlegbarsten Beweis der gänzlichen Unverträglichkeit des Christentums mit Despotie und Sklaverei gegeben; die Aufgabe für die Zukunft sei also die Einführung des Geistes der christlichen Religion in die Politik. — Alexander I. zeigte sich von diesen Gedanken so beeindruckt, daß er Baader den Auftrag gab, „für den russischen Klerus ein Lehrbuch der Natur- und Gottesweisheit zu schreiben“, während der russische Kultusminister, Graf Golycin, ihn bat, die Einreise von jungen katholischen Priestern nach Rußland zu ökumenischem Wirken zu vermitteln. So kam Johann Evangelista Gossner als Prediger mit Hilfe seines Freundes Baader nach Petersburg. Später entfaltete er als evangelischer Pfarrer in Berlin eine überaus segensreiche Wirksamkeit. Baader selbst scheiterte mit seiner Reise an den Kaiserhof zu Petersburg schon in Riga, wo er von dem reaktionären Gouverneur als „Liberaler und Demokrat“ empfangen und zur Rückkehr nach Memel gezwungen wurde. Da-



mit war auch sein Plan zusammengebrochen, eine Akademie zu gründen, die durch die Erneuerung des Glaubens an Christus die Erkenntnisgrundlage schaffen sollte zur Versöhnung von Wissenschaft und Religion und zur Vereinigung der Konfessionen. Seine damaligen Ziele decken sich völlig mit denen der großen evangelischen Weltkonferenzen, deren zweite, in diesem Sommer in Evanstone stattfindende, folgende Themen in den Mittelpunkt stellt: „Christus die Hoffnung der Welt“ und „Die Einheit in Christus und die Zersplitterung der Kirche“. In Memel, wo er von der preußischen Polizei als Spion und verdächtiges Subjekt bespitzelt ohne Geld in schwerster Bedrängnis lebte, schrieb er sein bedeutendes Werk „*Fermenta cognitionis*“; durch den bayerischen Gesandten in Berlin aus dieser Notlage befreit, hielt er sich in Berlin länger auf, „immerfort mit den tiefsten Forschungen beschäftigt, zu ernstem und heiterem Gespräch aufgelegt.“ (Varnhagen) Mit Hegel stand er in regstem persönlichem Ideenaustausch; wenn er auch später Hegels Panlogismus scharf bekämpfte, so verlor er dennoch nie die hohe Achtung vor dem großen Denker.

Mit fünfundfünfzig Jahren pensioniert, beginnt Baader in ungeheurer Fruchtbarkeit literarisch zu produzieren, und zwar war schon seit Jahren Jakob Böhme in den Mittelpunkt seines Denkens gerückt, wohingegen immer klarer die Unterschiedenheit von aller neueren Philosophie seit Descartes hervortritt: während dieser ausgeht von dem Satz *cogito ergo sum*, bringt Baader seine tiefste Erkenntnis auf die Formel: *cogitor a Deo, ergo cogito et sum*, d. h. nur, weil ich von Gott im voraus erkannt, durchlichtet, geliebt bin, kann ich erkennen, leuchten, lieben, da sein in der Welt. Die Identität zwischen Sein und Erkennen drückt er einmal mit folgenden Worten aus: „Wenn in meines Herzens Grunde wie draußen in der Natur und unter den Mitmenschen derselbe eine Gott wohnt, werde ich desto mehr zur Erkenntnis der Natur und der übrigen Menschen kommen, je mehr ich Gott erkenne.“ Er beruft sich in der Schrift „Über die Begründung der Ethik durch die Physik“ auf Bacons Wort von der *harmonia luminis naturae et gratiae*; dieser Gedanke der Analogie des Natürlichen, Geistigen und Göttlichen geht wie ein roter Faden durch sein ganzes Schaffen, wobei er stets daran festhält, daß es die geschichtliche Offenbarung Gottes in Jesus Christus ist, durch den allein den Menschen die volle Verwirklichung seiner ursprünglichen Gottebenbildlichkeit ermöglicht ist. — Im Jahre 1826 wurde Baader auf Empfehlung von Bischof Sailer durch den ihm wohlgesinnten König Ludwig I. als Honorarprofessor für Philosophie an die Münchener Universität gerufen, wodurch eine neue Wirksamkeit für den Zweieundsechzigjährigen beginnt. Längere Zeit ist er der Mittelpunkt der sogenannten Münchner Romantik mit Görres, Clemens Brentano, Peter Cornelius, Gotthilf Heinrich Schubert, Döllinger und anderen, bis er sich mit fast allen überwirft und, zumal nach dem Tode seiner Frau und seiner Brüder, vereinsamt. Wenn jedoch Hans Grassl wiederholt von Baaders unentrinnbarer Verbitterung spricht, so steht dagegen die ungemein anschauliche Schilderung eines Besuches bei dem Einundsiebzigjährigen, die Alexander Jung — derselbe, der erstmals

eine geniale Würdigung Hölderlins schrieb — von dem junggebliebenen Greise entwirft. Er traf ihn, wie er gerade eine scharfe Kritik von David Friedrich Strauß' „Leben Jesu“ fertiggestellt hatte und im Anschluß daran eine feurige, streitkundige Polemik gegen gewisse materialistische Zeitströmungen losließ. „Baader imponierte nicht nur durch Scharfsinn, durch neue Gesichtspunkte, durch treffendes Urteil, durch Unerschöpflichkeit, durch Bewandertsein in allen Vorgängen und Situationen der Gegenwart, sondern auch durch Phantasie. Oft warf er in dichterischem Enthusiasmus eine Behauptung nur so hin, schon aber war er mit der Gewandtheit nicht bloß eines Logikers, sondern auch mit der eines vielerprobten, guten Gesellschafters dabei, den wissenschaftlichen Gehalt, die Folgerungen herauszuziehen. Dabei blitzte es von kühnen Einfällen, von witzigen Anspielungen, und auch der Donner eines gewaltigen Unwillens und erschütternder Rede blieb nicht aus. Was aber doch bei so interessantem Erlebnis noch das allermerkwürdigste war: Baader befand sich, obwohl er mit immer neuen Gedanken-Evolutionen anrückte und Feuer auf Feuer geben ließ, doch keineswegs selbst im Zornfeuer, sondern war von einer Freudigkeit erfüllt, als hätte er soeben die überraschendste Nachricht eines ihm beschiedenen Glückes erhalten, und immer höher stieg der Ausdruck dieses Wohlseins, dieser humoristischen Ausgelassenheit, dieses Entzückens; bis sie sich zuletzt beruhigte und verklärte und jene Seligkeit kundgab, die da glaubt und weiß, daß in allen Natur- und Geschichtsprozessen, in allen Streitigkeiten der Gelehrten und der ganzen Menschen-Gesellschaft Gott den Sieg davontragt.“

Mit vierundsiebzig Jahren verheiratete er sich zum zweitenmal aufs Glückliche mit einem jungen Mädchen einfachen Standes, das nach seinem eigenen Wort ihm, dem „Professor der Liebe“, erst gezeigt habe, was wahre, also selbstlose Liebe sei. — Mit staunenswürdiger Frische beteiligte er sich noch an den Geisteskämpfen vor 1848; besonders bewegte ihn das Schicksal der Arbeiterbewegung, seit er in Edinburgh und anderwärts neben „der Atmosphäre plumpen Reichtums“ die Elendsquartiere der schottischen und englischen, später auch der französischen Industriearbeiter selber kennen gelernt hatte. So bemühte er sich im Alter um den Rechtsschutz des „Proletair“ — das von ihm eingeführte Wort war jedoch nicht wie von Marx im Zeichen des Klassenkampfes, sondern der Versöhnung gebraucht. Er fragt schon 1835, ob die sogenannte Freiheit der Konkurrenz zwischen Arbeitern und Lohnherren den Namen einer frei sich bewegenden Industrie verdiene; gegen das heraufkommende Massenleben, gegen Despotie und ständiges Revolutionieren machte er mit sozial-kritischem Scharfblick Vorschläge, welche die arbeitende Klasse der sinnlosen Mechanisierung entreißen sollten, ohne durchdringen zu können. Nochmals griff er in seinen letzten Lebensjahren die Frage der Versöhnung der Kirchen auf und trat in Aufsätzen wie auch in Briefen an den russischen Kultusminister Uwarow dafür ein, daß die russisch-orthodoxe Kirche „bei dem gänzlichen Verfall des Christentums im Abendland als Vermittlerin sich erweisen solle“. Baader bekämpfte bis zuletzt entschieden „die römische Diktatur des Papstes“ und Mißbräuche im Katholizismus, starb jedoch im Frieden mit seiner Kirche am 23. Mai 1841.

## Verdienst und Tragik Georg Kerschensteiners

*Zum 100. Geburtstag des großen Pädagogen*

Seit einmal zumindest in jedem Jahrzehnt von umwälzenden Neuerungen auf dem Gebiet der Pädagogik die Rede geht, hat man sich daran gewöhnt, die Erziehung unter dem Gesichtspunkt des Revolutionären und Unerhörten zu betrachten, als sei sie ein Mittel, die Menschheit von Grund auf zu verändern. Diese Vorstellung, so verbreitet sie sein mag, ist nicht mehr als ein Vorurteil. Erziehung ist ihrem Wesen nach eine konservative Macht. Nur solche Werte, Leitbilder und Fähigkeiten bewahrt, entwickelt sie und gibt sie weiter, die sie der Fortzeugung durch den pädagogischen Eros für würdig hält oder von deren Nützlichkeit sie überzeugt ist, weil sie sich in der Wirklichkeit bereits bewährt haben. Erst wenn diese Wirklichkeit sich durch geschichtliche Umwälzungen und Katastrophen wandelt, ist die Pädagogik genötigt, sich einer veränderten Welt anzupassen, da sie sonst Gefahr liefe, statt auf Gegenwart und Zukunft, auf eine nicht mehr vorhandene Realität vorzubereiten. So war zum Beispiel die Paideia der griechischen Sophisten nicht primär revolutionär, sondern die Antwort auf die neue Institution der Demokratie; waren die Reformen eines Comenius und Pestalozzi die Anpassung an die Veränderungen, welche die Reformation und die Französische Revolution im Leben der europäischen Völker hervorgerufen hatten. (Weshalb auch Goethe, der Gegner der Französischen Revolution, Pestalozzi nicht schätzte!) Revolutionen und geistige Bewegungen, die keine ihnen entsprechende Änderung der Erziehung bewirken, bleiben steril und besitzen keine zukunftsbestimmende und zukunftsformende Macht. Die besondere Problematik aller pädagogischen Reformen beruht nun darin, daß Veränderungen in der Wirklichkeit sich selten gleichmäßig und gleichzeitig vollziehen, sondern gewissermaßen in Schüben, wobei einzelne Teile des sozialen und kulturellen Lebens sich wandeln, andere dagegen zunächst noch intakt bleiben, wodurch die Erziehung in Gefahr kommt, einseitig auf solche Wandlungen zu reagieren und die Geschlossenheit ihres Weltbildes zu verlieren. Man spricht dann gern von pädagogischen Moden, ohne zu bedenken, daß hinter solchen „Moden“ meist eine geschichtliche Notwendigkeit steht.

Betrachten wir unter diesen Aspekten die Gestalt Georg Kerschensteiners, dessen 100. Geburtstag die pädagogische Welt am 29. Juli feiert, so scheint uns der große Schulmann ein Schulbeispiel zu sein für die Abhängigkeit der Erziehung von der Geschichte und für ihre Situation in einer typischen Übergangszeit. Der Vater der Arbeitsschule ist einer der wenigen Selfmademen der deutschen Geistesgeschichte. Als Sohn eines Münchner Kleinbürgers, der sich erfolglos in verschiedenen Berufen und Erwerbszweigen versucht hatte, in ärmlichen und engen Verhältnissen



aufgewachsen, arbeitete er sich dank seiner Energie und seiner außergewöhnlichen Begabung vom Volksschullehrer zu einem bedeutenden Mathematiker (Spezialwerke über höhere Mathematik 1883 und 1892), dann zum Stadtschulrat von München (1895) und schließlich zum Professor für Pädagogik an der Universität München herauf (1918). Als er am 15. Januar 1932 starb, konnte er auf ein ungewöhnlich erfolg- und arbeitsreiches Leben zurückblicken. Aber während überall in der Welt, in England, in Nord- und Südamerika und in Sowjetrußland, seine Ideen aufgegriffen und weiterentwickelt wurden und die Wertung der deutschen Pädagogik bestimmten, brach schon ein Jahr nach seinem Tode über Deutschland das Verhängnis herein, das die deutsche Erziehung mit sich in den Abgrund riß. Die staatsbürgerliche Erziehung, von Kerschensteiner neben der Arbeits- und Berufsschule besonders gepflegt, hatte das Unheil nicht abwehren können. Diese posthume Tragik seines großen Lebenswerkes verpflichtet uns, neben dem historischen Verdienst des Gefeierten auch die Gründe seines Scheiterns auf dem Gebiet der politischen Erziehung aufzuzeigen.

Die Arbeitsschule, deren Name und Begriff vor allem mit Kerschensteiner verbunden ist, tritt uns als pädagogische Konzeption zuerst entgegen in der berühmten Festrede auf Pestalozzi, die der Münchner Stadtschulrat am 12. Januar 1908 in der Peterskirche in Zürich hielt. Er bekennt sich in dieser „Erziehungspredigt“ zu der Lehre Pestalozzis, daß das absolute Fundament aller Erkenntnis in der Anschauung liege, aber nicht in einer „passiven Anschauung“, wie die Nachfolger des Schweizer Erziehers glaubten, welche die Buchschule des Mittelalters in die Buch- und Zuhörschule der Neuzeit verwandelt hätten, sondern in der aktiven, spontanen Selbsttätigkeit des Kindes. Man sollte verstehen, sagte er, daß auch das kleine Schulkind lieber aus sich heraus arbeite, als in sich hinein-arbeiten zu lassen und daher an die Stelle des „Abrichtsmechanismus des heutigen Schulbetriebes“ eine Schule setzen, die neben dem Lernen auch die manuelle Betätigung der Kinder ermögliche und anrege. In der manuellen Arbeit liege zunächst „das fruchtbare Feld der Entwicklung für die weitaus größere Zahl der Menschen“. Hier sei auch der Ansatzpunkt der Sozialerziehung. Der Sinn des Lebens sei nicht herrschen, sondern dienen. „Erst wenn die Schularbeit dieses Adelswappen trägt, kann sie Grundlage der staatsbürgerlichen Erziehung werden, einer Erziehung, die alle Volksgenossen zuerst und vor allem von der Schule fordern müssen, und die wir bisher, wie vieles andere auch, dem bloßen Worte zugemutet haben. Erst aus der gemeinsamen Arbeit wächst das Gefühl gemeinsamer Aufgaben, das Gefühl der Notwendigkeit der Unterordnung unter gemeinsame Zwecke. Mit ihr greift die Kette des sozialen Lebens in die Schule hinein.“ Kerschensteiner zitiert in seiner Rede besonders auch den amerikanischen Pädagogen John Dewey, das Haupt der philosophischen Schule des Pragmatismus, dessen Lehre vom „Learning by doing“ ihn stark angeregt hat. Vor allem aber finden wir bei ihm das Bestreben, sich an die neue Wirklichkeit der Arbeitswelt der modernen Industrie pädagogisch anzupassen, eine Anpassung, die ihn, den bayerischen und deutschen Patrioten und überzeugten Monarchisten, in unmittelbare Nähe

der marxistischen Pädagogik bracht. Tatsächlich hat Kerschensteiner neben Dewey auf die sowjetische Schulreform stark eingewirkt, in der die Arbeitsschule in eine „Produktionsschule“ übergeht und die Arbeit der Kinder möglichst echte gesellschaftliche Produktionsarbeit sein soll, wobei die Schulen mit ihrer Handarbeit in Betriebe eingebaut sind und die Kinder Lohn empfangen.

In seiner Preisschrift vom Jahre 1901 „Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend“ hatte Kerschensteiner bereits die Ansicht vertreten, die Schule müsse als Modell des Staates angesehen werden, hatte er Arbeitsgemeinschaft und Schüler selbstverwaltung als die beste Vorbereitung auf staatsbürgerliche Betätigung in einem Rechts- und Kulturstaat, in dem Gerechtigkeit und Gemeinsinn herrschten, bezeichnet. In jüngster Zeit hat sich Theodor Litt mit dieser idealistischen Lehre auseinandergesetzt und darauf hingewiesen — wie vor ihm übrigens schon Friedrich Wilhelm Foerster — daß die Tugenden, deren Pflege Kerschensteiner der Schule zur Pflicht machte, Tugenden des *sozialen* Zusammenlebens, nicht aber solche des *politischen* Menschen seien. In der Tat liegen hier die Schwächen der staatsbürgerlichen Erziehung, die Kerschensteiner anstrebte. Er hat nicht nur die Dimension der Macht, die als staatliche Macht das Korrelat des Rechtes ist, nicht gesehen — er hat auch, wie Litt überzeugend ausführt, das Gesetz der Spannung und des Kampfes, unter dem das politische Leben steht, verkannt. Wird aber in Analogie zur Schulklasse der antagonistische Charakter freien politischen Lebens zu etwas erklärt, das nicht sein sollte, so führt die „Pädagogik der staatsbürgerlichen Eintracht“ nur zu leicht dazu, daß die Opposition als Störer der Ruhe und Ordnung zum Schweigen gebracht wird und sich die Kirchhofsstille eines autoritären, totalitären Regimes mit seinen hundertprozentig einträchtigen Beschlüssen und Abstimmungen ausbreitet. Für Kerschensteiner, der zu Beginn des Jahrhunderts in einem beinahe patriarchalisch regierten Lande mit einer ehrwürdigen Tradition der Staatsautorität jenes Buch schrieb, waren die möglichen Konsequenzen einer solchen staatsbürgerlichen Erziehung noch nicht vorauszusehen, für uns sind sie nur zu deutlich geworden. Und der Lehrer, der heute seine Schulklasse unvorbereitet in eine Gemeinderats- oder Landtagssitzung führt, wird immer wieder erleben, daß die Jugend, von der Schule her urteilend, nicht das geringste Verständnis für die heftigen Kämpfe und Auseinandersetzungen hat, welche das politische Leben in der Demokratie — „der Gleichheit der Ungleichen vor dem Gesetz“ — kennzeichnen. Nur eine nicht lediglich sozialkundliche, sondern wirklich politische Erziehung kann die Gefahren überwinden, die der Einordnungsdrang des jungen Menschen hier leicht heraufbeschwört.

Diese notwendige Kritik trifft nicht das Ganze, sondern nur einen Teil des Erziehungswerkes Kerschensteiners, dessen bleibender Wert für die Weltpädagogik auf seiner tiefen Einsicht in das Wachstum der kindlichen Seele beruht. So war er der erste, der die Kinderzeichnung in Deutschland zum Gegenstand gründlicher Untersuchungen machte und den Gefahren der Technisierung durch Ausbildung handwerklicher Fähigkeiten zu begegnen suchte. Auf diesem Gebiet sind seine Ideen noch keineswegs ver-

wirklicht und ausgeschöpft. Unter dem Eindruck des Zusammenbruchs von 1918 hat er dann am Ende seines Lebens sein erzieherisches System selbst einer Revision und Erweiterung unterzogen, die weit über den Begriff der Arbeitsschule hinausführte. Die alte Ordnung war zusammengebrochen und mit ihr der Glaube, es genüge, dem Staate brauchbare Bürger zuzuführen. Die Pädagogik bedurfte nun nicht nur der teleologisch-praktischen Sicht, wie sie in der Arbeitsschule dominierte, sie mußte sich einer metaphysischen Wertordnung verpflichten, sollte sie nicht zu einem bloßen Experimentierfeld der Psychologen oder zu einem Werkzeug der jeweils herrschenden Mächte herabsinken. So sehen wir Kerschensteiner unter dem Einfluß der Wertlehre Rickerts eine „axiologische“ Theorie der Bildung entwerfen, die von den durch Gott im Menschen sich offenbarenden Werten der Wahrheit, Schönheit, Sittlichkeit und Heiligkeit überwölbt ist, und deren überindividuelles Bildungsideal in der Schaffung von „werttragenden Kulturgemeinschaften“ erblickt wird. Aber diese Lösung war nur eine Notlösung. Es zeigte sich, daß ein philosophischer Glaube, dem Gott zum Geist geworden war, nicht die Kraft besaß, den Mächten entgegenzutreten, die schon Spengler 1920 heraufbeschwor, als er in seiner Schrift „Preußentum und Sozialismus“ der Jugend zurief: „Ich rufe alle die auf, die Mark in den Knochen und Blut in den Adern haben. Erzieht euch selbst! Werdet Männer! Wir brauchen keine Ideologen mehr, kein Gerede von Bildung und Weltbürgertum und geistiger Mission der Deutschen. Wir brauchen Härte, wir brauchen eine tapfere Skepsis, wir brauchen eine Klasse von sozialistischen Herrennaturen. Sozialismus bedeutet Macht, Macht und immer wieder Macht. Pläne und Gedanken sind nichts ohne Macht.“ Der Optimismus des deutschen Idealismus — und Kerschensteiner war der letzte große deutsche Idealist — erlitt hier seine entscheidende Niederlage.

Es fragt sich, was wir aus dieser Niederlage lernen können. Zunächst einmal, daß auch in der Pädagogik keine Philosophie noch Wertlehre die Kraft des religiösen Glaubens ersetzen kann; daß nur das tief realistische christliche Weltbild, wo es unabgeschwächt vermittelt wird, auf die entfesselte Dämonie des Menschlichen vorbereiten und dagegen feien kann; nicht aber eine klassizistisch-humanistische Bildung bürgerlicher Prägung; und daß schließlich die Größe eines Erziehers sich nicht nur im Recht-haben, sondern auch im Scheitern bewähren kann. Denn indem Kerschensteiner den Idealismus in der Pädagogik bis zur letzten Konsequenz führte, zeigte er zugleich seine Grenze. Indem er eine ganze Epoche abschloß, eröffnete er eine neue. Diese wird, am Gedanken der Arbeitsschule anknüpfend, Sozialkunde und politische Erziehung vereinen. Sie wird aber nicht nur auf Arbeit, Beruf und Politik, sondern auch auf die Freizeitgestaltung vorbereiten müssen, deren Grundgedanke in der Arbeitsschule ebenfalls vorgeformt ist. Das besagt: wir kommen nicht um Kerschensteiner herum, aber wir müssen über ihn hinaus gelangen.



## „Die Schulstadt Pestalozzi“ in Florenz

Via San Giuseppe, eine enge, ärmliche Straße. Bei Nr. 9 läutet man, an einem Portal, das nur Abgenutztheit aufzuweisen hat und nicht die geringste Spur alter Kunst. Ein überraschend kleiner Pförtner empfängt, Bub oder Mädcl, im dunkelblauen Ärmelschurz, den die rot aufgestickte Ziffer SC schmückt: Scuola-Città. Und sogleich wartet die Schulstadt Pestalozzi mit einer echt Florentiner Überraschung auf: grün leuchtet es, von einem alten, dicht verwachsenen Garten, und nicht der Lärm des Armenviertels tönt herein, sondern die tiefe, volle Stimme der Glocke des nahen Santa Croce.

Die Glocke und der Turm von Santa Croce kehren auch sogleich auf der ersten Heftseite ein, am ersten Schultag, wenn die Lehrerin vorschreibt: „La campana suona din-don“, und die neuen „Bürger“ es ihr nachmalen, noch ohne die Buchstaben zu unterscheiden, nur von der oder jener hervorstechenden Form beeindruckt. Die erste Zeichnung stellt den neuen Gefährten vor, den Glockenturm: ein schlank hochstrebendes Gebilde erkennt man ihn in allen Heften. Und wer am 1. Oktober nur an den Rundungen des a oder o Gefallen fand, wird gegen März, nach unermüdlichem Anschauen und Anhören, die ersten Worte selbständig zusammensetzen: ihre wackere Strecke legt scheint's auch die Schildkröte zurück, wenn sie ein Segel auf ihrem Panzer hißt.

Solch eigentümliches Wappen hat sich die Schulstadt erwählt. Im Ratszimmer grüßt es von der Ehrentafel der „freien Bürger“, der einzigen Auszeichnung, welche die Stadt kennt und welche jenen Kindern verliehen wird, die sich ohne Temperamentsausbrüche bei „Erfolg“ wie „Mißgeschick“ in die Gemeinschaft einfügen. Der Rat tagt. Um den Tisch sitzen die fünf Gemeinderäte (ein jeder für sein Gebiet verantwortlich), die Sekretäre, der Vizebürgermeister und eine meist zuhörende Lehrerin, unter dem Vorsitz der dies Jahr vierzehnjährigen Bürgermeisterin. Alle tragen denselben dunkelblauen Ärmelschurz, welcher das Kleid der Herkunft mit seiner den Neid und die Minderwertigkeitsgefühle bannenden Gleichheit verbirgt. Hellwach und hochbeteiligt ist der Ausdruck in den Gesichtern der kleinen Tagenden, die sich kein bißchen um den Gast scheren, sondern weiterdiskutieren über Filmstreifen, die nicht in den Apparat passen; über auffällig oft fehlende elektrische Birnen; über Samen für die Gemüsebeete drunten im Gartenland; über die Papierrollen in den Klosetts, die täglich erneuert werden und doch nicht ausreichen, weil sie, wie der gestrenge Gemeinderat für Disziplin hat feststellen müssen, für zugespitzte Wurfgeschosse verwendet werden. Auch folgt man sehr aufmerksam einem Referat über schmutzige Hände und Ohren, welche die Mitbürger, wie die Stichproben ergaben, entweder von

zu Hause mitbringen oder nach Hause mitnehmen möchten. Die vortragende „Assessorin“ für Gesundheitswesen ist ein zungenflinkes Mädchen, das trotzdem über seine eigenen Schriftzüge stolpert, was dann von den Zuhörern — nicht von der Lehrerin — gerügt wird und zu der Aufforderung an die zerknirschte Gemeinderätin führt, sich neben ihrem Eifer in der Überwachung der anderen einer besseren Schrift zu befleißigen: denn die Schrift wäre ein Mitteilungsmittel, das, aus Rücksicht auf den anderen, so klar wie nur möglich gehandhabt werden sollte.

Der „Andere“, der Mitbürger, der Mitmensch — überall in den Mauern der Schulstadt stoßen die Kinder auf ihn. Draußen aber ist die große, hierarchisch-funktionierende Familie, in der ein jedes sich irgendwie vom anderen abhängig oder für das andere verantwortlich begriff, in der Auflösung, auch in Italien; und so sind, im proletarischen wie im bürgerlichen Stand, die unentwegte Pflege und die sittliche Heranbildung der Kinder in Frage gestellt. Hier springt die Schul-Stadt in die Bresche, acht Jahre lang. Vom ersten Tage an lehrt sie die Kinder des bis zur Anarchie individualistischen italienischen Volkes in einer neuen, außerhäuslichen Gemeinschaft leben, von morgens bis abends. Und die lehrt sie auch, Wissensgut und Kenntnisse gemeinsam aufzunehmen, nicht ein jedes für sich, getrennt vom Spott gegen den Nichtskönnner und vom Neid gegen den Besserwisser, welchen Zustand die mit Zeugnissen spekulierende Schule alten Stils schafft. Ungefähr 150 Kinder und 16 bis 18 Lehrer, eine Gemeinschaft, die gleicherweise der Familie wie der demokratischen Gesellschaft verwandt ist, und in der man sich mit den für die Erhaltung der Gemeinschaft nötigen Tätigkeiten auf die für die Erhaltung der Gesellschaft, des Volkes, der Völker nötigen Tätigkeiten vorbereitet.

In ohne jede Berücksichtigung aufgeteilten Arbeitsschichten werden die Räumlichkeiten gekehrt und die Fenster geputzt, die Kinder auf Sauberkeit, Kleidung und Gesundheitszustand kontrolliert. Im Untersuchungszimmer nimmt sich eine ärztliche Fürsorgerin der ihr zugeführten Krankheitsverdächtigen an und sucht, im allgemeinen mit Einspritzungen, Lebertran, Hals- und Zahnkontrolle den nur allzu oft ungesund aufgewachsenen Kindern aufzuhelfen, wobei sie ihre Behandelten nicht nur „abfertigt“, sondern erklärend unterweist. Schichtweise wird zum Küchendienst angetreten, der für Knaben wie Mädchen mit seiner steten Anwendung von Quantitäten und Verhältnissen zum einprägsamsten Rechenunterricht wird. Zur Feuerung und zum Aufwaschen des Geschirrs ist in täglichem Wechsel eine Schar abkommandiert. Wird nun gemeldet, die Essenverteilung stehe bevor, so verwandeln die dazu bestimmten Chargen im Klassenraum selbst die Schreibtische mit Florentiner Strohunterlagen in Tafeln, wo Napf und Besteck, von zu Hause mitgebracht, aufgelegt werden. Die Essenträger, sich wiederum im praktischen Rechnen ühend, verteilen nacheinander die gesunden und ausgiebigen Speisen, und nicht die Lehrerin, welche nur durch ihr Dabeisein, nicht durch ihr Sich-einmischen „souverän“ bleibt, sondern die Klassengemeinschaft prüft den lobens- oder tadelnswerten Dienst der Betrauten.

Am Nachmittag mag Ratssitzung sein, oder in der Bibliothek gibt es Arbeit am Ausleihdienst. Beim Maestro wird gesungen und gefidelt. Im

Garten sammeln „Aufseher“ Papierreste, Unkraut und gelbe Blätter in Körbe. In den Gemüsebeeten wird gejätet, gegossen und das an die Küche verkauft, was sie für morgen braucht. Der Kaninchenstall muß geputzt und die Tiere gefüttert werden, und in der Turnhalle ist noch Ordnung zu schaffen.

Weitere Tätigkeiten sind nachmittags auf dem Plan: Flicken, Nähen, Kleider besticken: den eigenen Löchern rückt man zu Leibe, und kleine Gaben entstehen für die „Spende“, welche für diese mutig an chronischem Mangel leidende Schicht ärmster Kinder ja so etwas wie die göttliche Vorsehung sind. In der Schreinerei werden nach Wahl des Gemeinderats für öffentliche Arbeiten ausgesuchte Möbelstücke und Fensterrahmen ausgebessert. In Maschinschrift übt man sich und in Stenographie oder entwirft eine Zeichnung, um das Gelesene sich besser vorstellen zu können. Troja und Bibel und das türmereiche Profil der eigenen Stadt, Sage und Märchen kann man da im Bild wiederfinden. Und dann steht man zwischen Setzern und Druckern, die an der monatlichen Schulzeitung arbeiten, deren Beiträge von der Gemeinschaft ausgesucht werden: das beste Referat der Ratssitzung, die beste Erzählung eines Vorfalles, die beste Zeichnung. Die Ehre, in der eigenen Zeitung wiedergegeben zu werden, übertrifft weit jedes mit Zahl oder Wort ausgedrückte Lob eines herkömmlichen Zeugnisses.

„Festina lente“, Wartenkönnen, und die nur durch die Notwendigkeit ausgelöste Handlung und Erlernung: das ist das pädagogische Geheimnis der Schul-Stadt. Nicht dem Gott „Programm“ wird gedient, sondern der keine Befähigung vernachlässigenden Heranbildung des Kindes: kein bevormundetes, mit unverdaulichem Wissensstoff vollzustopfendes Objekt ist mehr dieses Kind, sondern ein in seinen allseitig aufgerufenen Kräften glückliches und vollverantwortliches Wesen.

Als Ernesto Codignola, Ordinarius für Pädagogik an der Florentiner Universität, und seine unermüdliche Frau, Dr. Anna Maria Codignola mit einer Freundesgruppe, zu einem Drittel von der Stadt Florenz unterstützt, im Herbst 1944 die Scuola-Città Pestalozzi gründeten, da war eine Katastrophe geschehen wie 150 Jahre zuvor, als ihr Namenspatron zum Handeln getrieben wurde. Hunger herrschte im trümmerstarrenden Florenz, und Italien, von den Schlachten von Süden nach Norden durchpflügt, war als staatliches Gefüge zusammengebrochen im Tornado der Niederlage. Die Kinder der schon vorher Armen standen zerlumpt und frierend an den Straßenecken, bettelten die alliierten Soldaten an, stahlen ihnen elstergeschickt die Brieftaschen aus den Hosen und leisteten ihnen, schamlos naiv, Vermittlerdienste zu Müttern und Schwestern. Diese Kinder machte die neue Schul-Stadt zu Bürgern und vertraute ihnen all jene Aufgaben, Verantwortlichkeiten und Ehren an, welche mit dem Wort Civis vom Altertum auf unsere abendländische Welt überkommen sind. Sie gab diesen Kindern der Allerärmsten, welche die Polizei als „asoziale“ Elemente in ihren Registern führt, inmitten des Zusammensturzes die Einsicht, was denn eigentlich so ein Staat sei, und daß keiner seiner Bürger sich vom Mitwirken ausschließen könne.



Nur äußerlich hat dieses Vorgehen etwas von moderner Demokratie, die Regeln sind ihr entlehnt. Im Innern aber, wie es in den Florentiner Mauern wohl sein mußte und wie er von Kindern eben jenes Alters lebendig aufgenommen werden konnte, herrscht mittelalterlicher Comunengeist. Das sieht man so schön bei den Festen: dies erfindungsreiche Zusammenarbeiten vom Entwurf des Kostüms bis zum letzten Bogenstrich des Finale, dies geistige und materielle Zusammentragen und Ausführen aller, diese Durchdringung jeder Tätigkeit und jeden Unterrichts mit dem vorgesteckten Ziel, das ist die in all ihren Leistungszweigen angespannte, bienenfleißige Comune des Tre- und Quattrocento, die ihr höchstes Fest ausrüstet, oder der Wettstreit der einzelnen Klassen um die beste Darbietung wird zum Wettstreit der Zünfte. Und entspricht nicht auch der naiven Direktheit des Mittelalters die Wahl der Lektüre, die so gar nicht zimperlich ist? Das Epos ist dem Alter der Zöglinge gemäß, also bekommen sie unmittelbaren Zugang zu den großen Epen des Abendlandes. Keine einfältig tuende Auswahl, keine vorgekaute und des Saftes verlustig gegangene Zusammenfassung: sondern nur frisch hineingefaßt ins Echte, Volle, „Schwierige“! Das wirkliche Leben schont sie jetzt nicht und wird sie nie schonen, warum sollte man sie da vor dem durch die Kunst gesteigerten und geadelten Leben bewahren, das sie doch, gegen jegliche Überwältigung, mit dem Schild des Schönen zu rüsten vermag?

Religion aber, wird sie nur gelehrt, aber nicht geübt? Bleibt sie nur aufs äußerliche Zeichen des Kruzifixes verwiesen, das in jeder Klasse hängt? Wird die Gerechtigkeit nur dem Wort nach, an der gelesenen Auseinandersetzung Christi mit den Pharisäern erläutert? Spricht das Übernatürliche nur durch das Krippenspiel zu den Bürgern, die sich noch keinen Tempel aufgerichtet haben? Gesetz und Gericht: eine Stadt braucht auch dies. Und so gibt es ein Tribunal, das über Disziplinvergehen richtet und Verfehlungen untereinander und außerhalb des Schulbezirkes, denn: „Ein Bürger der Schulstadt muß sich ihrer auch draußen und an Feiertagen würdig erweisen!“ haben die Kinder selbst als Satzung aufgestellt. Ankläger und Richter, Angeklagter und Verteidiger: Knaben und Mädchen im dunkelblauen Ärmelschurz und sehr streng, sehr gerecht, sehr alttestamentarisch soll es dabei hergehen. Und da ist es nun an den Erwachsenen, den Halbwüchsigen für einen ganz neuen Begriff die Augen zu öffnen, für die Caritas, und sie so, am lebendigen Beispiel, für den christlichen Advent in der Menschengeschichte empfänglich zu machen. In Einfühlung, in „mildernde“ Umstände, in Mitleid setzt sich die zwischen die Zerknirschung des Sünders und den streng fahndenden Groll der Richter hineingetragene frohe Botschaft um, und es soll vorgekommen sein, daß bei solcher „Ehrenhofverhandlung“ Magistrat wie Angeklagter, Verteidiger wie beisitzender Lehrer schließlich zusammen weinten, angerührt von der Ahnung, was das sei: Verfehlung, Gerechtigkeit und Liebe.

## Jean Cocteau, Dichter und Mensch

*Zu seinem 65. Geburtstag am 5. Juli.*

Jean Cocteau, der nach Wesen und Werk typisch französisch ist, hat weit über die Grenzen Frankreichs hinaus Freunde und Bewunderer, aber auch scharfe Kritiker gefunden. Claude Mauriac bezeichnet ihn in dem Buch „Jean Cocteau. Ou la Vérité du Mensonge“ (1945. Jean Cocteau. Oder die Wahrheit der Lüge.) als einen der Hauptverantwortlichen für die Entartung und Herabwürdigung der Literatur. Er sieht in ihm einen Narziß par excellence, der vom Stolz getrieben ist: „Jean Cocteau hat sich in den Mittelpunkt der Welt gestellt . . . Er betet sich an. Um seinen Glanz herum versinkt das Universum. Er blickt nur auf seinen Mitmenschen, wenn es sich darum handelt, zu ermitteln, ob dieser ihn genügend liebt und bewundert.“ In demselben Jahr veröffentlichte Roger Lannes sein Buch „Jean Cocteau“, das durch eine Textauswahl ergänzt wird. Er richtete seinen Blick fast ausschließlich auf das Werk des Dichters, wie er selbst schreibt: „Ich mißtraute in hohem Maße der Legende, die M. Cocteau umgibt. Deshalb haben mir seine Bücher fast ganz allein den Stoff geliefert.“ Auf das Werk des Dichters und auf das Urteil von Fachkennern stützte sich auch die belgische Zeitschrift „Empreintes“, als sie 1950 Cocteau eine ganze Sondernummer widmete. Hermann van den Driesschen, der Herausgeber, schreibt im Vorwort: „Deshalb scheint es uns nützlich, in diesen Seiten ein objektives Bild der verschiedenen Gesichtspunkte des Dichters und des Schriftstellers zu gruppieren, den wir aufrichtig als einen der größten seines Jahrhunderts betrachten.“ Diese wenigen Zitate machen deutlich, daß das Bild des Dichters heute noch vom höchsten Lob zur schärfsten Verurteilung schwankt. Das zeigt sich besonders in der Presse, wo man ihn mit Schlagworten zu fassen sucht. So ist er „Sartres Satellit“, der „Harlekin“, der „Ästhetizist“, der „Tausendsassa“ und der „Zauberer“. Mit vollem Recht schreibt Georges Rency, Mitglied der Königlich Belgischen Akademie, über Cocteau: „... immer unterschiedlich, immer umstritten, immer unmöglich zu klassifizieren.“ Cocteau sagt selbst, daß er in einer Zeit der „ismen“ aufgewachsen ist: Kubismus, Futurismus, Purismus, Expressionismus, Dadaismus, Surrealismus, Orphismus. Er gehört keiner dieser Richtungen an, wie er auch kein Existentialist ist, bedient sich aber fast aller Stilarten. Eines leuchtet durch sein ganzes Werk hindurch: das Wissen um die Klassik. Das zeigt sein einfacher und klarer Stil, mit dem er die schwierigsten Dinge sagt. Er ist bemüht, von den Werken der Klassik den „Staub“ abzuwischen. Schon lange träumt er von der Verfilmung der Tragödie „Britannicus“ des Racine. Er hat ein Drama im klassischen Versmaß des Alexandriners geschrieben: „Renaud et Armide“. Seine Dramen bewahren die klassische

Strenge und legen das Hauptgewicht auf das gesprochene Wort und den Gedanken, welchen es ausdrückt. (Damit behaupten wir nicht etwa, daß er nur Klassiker ist.) Eines ist seinem Gesamtwerk gemeinsam: es regt zum Denken an und ist in einer „geheimen Sprache“ geschrieben: der Sprache des Dichters. Cocteau ist „Poète“. Er ist Dichter, Schöpfer, in einem umfassenden Sinne des Wortes. So ist auch der Film für ihn nur ein Mittel, um bestimmte Dinge in der visuellen Sprache zu sagen, anstatt sie mit Tinte und Papier niederzuschreiben.

Man hat gesagt: „Sein Leben ist das Meisterwerk Jean Cocteaus“. An dieses bewegte und vielseitige Leben wird der Betrachter seiner Werke immer wieder erinnert, da der Dichter sehr oft von sich selbst spricht. Jean Cocteau wurde am 5. Juli 1889 in Maisons-Laffitte, einem Vorort von Paris, geboren. Paris, die Stadt, welche immer wieder zum Malen und Dichten anregt, hat ihn geprägt. Auch sein Vater malte aus Freude an der Kunst. Sein Großvater sammelte Kunstgegenstände und war mit bedeutenden Geigern befreundet. Bald lernte auch der Enkel bekannte Menschen seiner Zeit kennen: Musiker, Künstler, Maler, Schriftsteller und Dichter. Er war kaum 16 Jahre alt, da wurden seine ersten Gedichte in Paris vorgetragen und veröffentlicht. Im Ersten Weltkrieg organisierte er auf eigene Initiative Verwundetentransporte und nahm an den halsbrecherischen Flugversuchen des Roland Garros teil. Damals erhielt er die Anregung für seinen Roman „Thomas l'Imposteur“ (1923. Thomas der Betrüger) und für die Gedichtsammlung „Le Cap de Bonne Espérance“ (1919. Das Kap der guten Hoffnung.), in der er das Entrücktsein von der Erde und die Begegnung mit dem Tode schildert. Die Flüge mit Garros und das Wüten des Todes haben ihre Spuren im Werke des Dichters hinterlassen. Sie wurden noch durch einige schwere Krankheiten vertieft. So konnte man sagen, daß Cocteau in den Tod verliebt sei. Der Tod ist bei ihm kein Schreckgespenst; auch er ist nur das Werkzeug einer höheren Macht und hat selbst seine Helfershelfer. Immer wieder erscheint er den Menschen in einer anderen Gestalt, da er ja unsichtbar und überraschend kommen muß. Die Furcht vor dem Tode schwindet, wenn man sich daran gewöhnt, daß man ständig von ihm umgeben ist. Darüber spricht Cocteau in dem Buch „La Difficulté d'Etre“ (Die Schwierigkeit zu sein. 1946/47). Der Tod ist von Geburt an in uns. Nach und nach macht er sich immer mehr bemerkbar. „Aber sein Ruhm ist es, wenn man zu leben aufhört. Er kann aus uns herausgehen und schließt uns ab.“ Diese Haltung gibt Mut zum Wagnis. So brachte der Dichter 1917 durch die Aufführung des Balletts „Parade“ Rom in Aufregung. Das Bühnenbild hatte Pablo Picasso gemalt, mit dem Cocteau seit dieser Zeit eng befreundet ist. Auch das Ballett „Les Mariés de la Tour Eiffel“ (1921) blieb umstritten. 1953 und 1954 wurde sein Ballett „La Dame à la Bicornie“ (Die Dame und das Einhorn) in München und in Berlin mit Erfolg aufgeführt. Daß Cocteau immer wieder zum Ballett zurückfindet, ist nicht zuletzt ein Zeichen für seine Verbundenheit mit der Jugend. Mit den unvoreingenommenen Augen eines Kindes sieht er die Schönheit der Welt, und er will die Augen der Menschen für die Wirklichkeit öffnen. „Sanft schließt man die Augen der Toten; sanft muß man auch die Augen



der Lebenden öffnen.“ Das plötzliche Erwachen der Menschen aus einer Traumwelt ist oft das Thema seiner Dramen. — Das Schaffen des Dichters wurde durch den Tod des jungen Freundes Raymond Radiguet unterbrochen, der 1923 als ein Frühvollendeter starb. Neben Gedichten sind es besonders die Romane Radiguets: „Le Diable au Corps“ und „Le Bal du Comte d'Orgel“, die Cocteau beeinflusst haben. Das zeigt auch der Roman „Le grand Ecart“ (Herz unmodern), der 1923 entstand und eine recht pessimistische Aussage enthält. Er schildert den Übergang von der Jünglingszeit zur Jugend und die erste Enttäuschung in der Liebe. In die Zeit der Trauer um den Freund fiel die Entstehung des Dramas „Orphée“ (1926), dessen Verfilmung (1950) eine in ihrer Art einmalige Leistung ist. Der Film zeigt die Begegnung des Dichters Orphée mit seinem Tod, der hier in der Gestalt einer verführerischen Prinzessin auftritt. Den Hintergrund der Handlung bildet ein „Niemandsländ“ zwischen dem Leben und dem Tod. Es ist die Traumwelt des Dichters Cocteau, der schon viele gute Freunde betrauern mußte: Roland Garros, Jean Giraudoux, Max Jacob und Christian Bérard, der bedeutende Bühnenbilder für die Dramen des Dichters geschaffen hat. In wenigen Wochen schrieb er 1929 den Roman, der in viele Sprachen übersetzt wurde: „Les Enfants Terribles“ (Die Kinder der Nacht). Er handelt von dem Schicksal zweier Geschwister, die nach dem Tode ihrer Eltern ohne jede Welterfahrung aufwachsen und stets zusammenleben. Als Elisabeth bemerkt, daß Paul sich in ein anderes Mädchen, Agathe, verliebt, weiß sie durch Mißverständnisse die Verliebten auseinander zu bringen und treibt so den verzweifelten Bruder in den Tod. Nach der Tat richtet sie sich selbst, um mit ihm im Tode vereint zu sein. Über allem schwebt die schicksalhafte Gestalt: Dargelos. Er ist es, in dessen Schönheit Paul verliebt ist. Er ist es, der diesem eine gefährliche Verletzung mit dem Schneeball zufügt. Da Agathe ihm ähnelt, verliebt sich Paul in das Mädchen. Dargelos liefert schließlich auch das Gift, welches Paul einnimmt. Die Schneeballschlacht und die Verletzung des Knaben sind eine bleibende Erinnerung an die Schulzeit des Dichters. Sie bilden auch eine Episode in dem Film „Le Sang d'un Poète“ (Das Blut eines Dichters) 1932, den er für die „aficionados“ drehte, und der schon 17 Jahre in einem Lichtspielhaus von New York läuft. Nur wenige Menschen finden für diesen Film eine Deutung. Einige Szenen werden stets rätselhaft bleiben. Er zeigt wohl das Ringen des Dichters mit seinem Werk und der „Linie“. Er darf vor dem Wagnis nicht zurückschrecken und muß immer wieder etwas Neues schaffen. Über viele „Tode“ führt der Weg zur Unsterblichkeit, wenn das Werk seinen Platz einnimmt. — In den folgenden Jahren widmete er sich besonders dem Drama. Er schrieb „La Machine Infernale“ (1934), „Les Chevaliers de la Table Ronde“ (1937), „Les Parents Terribles“ (1938). Nach dem Zweiten Weltkrieg folgten noch „L'Aigle à deux Têtes“ (1946) und „Bacchus“ (1952), ein Drama, das an die Güte der Menschen appelliert und die Jugend zur Entscheidung auffordert. Während einer schweren Krankheit entstand das Buch „La Difficulté d'Etre. Es enthält Reflexionen über Alter und Jugend, Gedanken über Leben und Tod, Betrachtungen über die Berufung des Dichters. Dieses Thema, wohl das Hauptthema Coc-

teaus, wurde 1952 in „Le Journal d'un Inconnu“ vertieft und nimmt einen breiten Raum in „Der Lebensweg eines Dichters“ ein. Ein Kapitel des Buches, das zweisprachig in München erschienen ist, trägt die Überschrift „Dank an das neue Deutschland“. Cocteau war einer der ersten geistigen Menschen Frankreichs, die nach 1945 mit ihren Werken nach Deutschland kamen. 1950 wohnte er in Berlin der Aufführung des Films „Orphée“ bei. Zwei Jahre später war er in Hamburg, wo das Drama gezeigt wurde. Damals schrieb er in einer französischen Zeitung: „Seit meinem Film spricht man nicht mehr von ‚Orpheus und Euridike‘ sondern von ‚Orphée und Euridice‘ . . . Ich kam als Freund. Ich glaube, die jungen Deutschen sind äußerst empfindlich für diese Nuance, und dem verdanke ich ihre Begeisterung.“ Einem deutschen Reporter erklärte er, daß er vor allen Dingen der Jugend mit seinem Werk etwas geben möchte. Güte und Toleranz zwischen den einzelnen Menschen und Nationen müssen gelehrt werden. — Cocteau wird nur von Menschen verstanden werden, die zum Denken bereit sind. Sein Werk ist heute schon so reich und vielfältig, daß dieses kurze Lebensbild nur eine Skizze bleiben kann. Die Zukunft wird lehren, ob sein Werk weiterleben wird, und ob er als Dichter wie Orphée in die Unsterblichkeit eingehen wird. Vielleicht bewahrheiten sich einmal seine Worte, die er an die Jugend kommender Generationen richtet: „Und ich verlasse Euch, ohne Euch zu verlassen. Das ergibt sich von selbst, da ich mich so in meine Tinte gemischt habe, daß der Puls darin schlägt.“

## WIR

Wir haben Mut. Wir glauben an die Macht  
des Roboterhirnes.  
Wir gehen blindlings in die letzte Nacht  
des sterbenden Gestirnes.

Wir haben alles Leben in der Hand.  
Wir machen keine Worte.  
Die Formel stimmt. Es züchtet der Verstand  
den Tod in der Retorte.

Wir spielen mit zerschmetterten Atomen  
und fürchten uns nicht mehr vor Karzinomen,  
vor Pest und Tbc.

Wir wohnen ungerührt am Rand der Hölle,  
und manchmal nur tut uns noch jene Stelle,  
wo einst das Herz schlug, weh.

*Dagmar Nick*

## Der „Trompeter von Säckingen“ jubiliert

„Behüt' dich Gott! Es wär' zu schön gewesen — Behüt' dich Gott! Es hat nicht sollen sein!“ Vor einem Jahrhundert, im Frühjahr 1854, wurden die Verse zum erstenmal gedruckt; im Sommer 1853 hatte Viktor Scheffel in Italien sie verfaßt. Bald wurden sie und die anderen Reime — das Epos vom trompetenden Werner Kirchhofer und von seiner Margareta, dem verliebten Säckinger Freifräulein — der populärste Text jener romantischen Jahrzehnte. Geradezu der Schlager aber unserer Urgroßeltern und der ihnen folgenden Generation war das Poem von „Liebe und Trompetenblasen“, als es gar veropert war, in Töne gesetzt von Viktor Nessler. Geradewegs in die Nesseln gesetzt hat man sich jedoch neuerdings, genau nach dem Jahrhundert. Die massiv-sentimentalische Geschichte von den zwei Liebenden, die aus Mangel an Ebenbürtigkeit zusammen-nicht-konnten-kommen, die im frei der Sage nachgezimmerten Happy-end, nach Überlistung von Schön-Margaretas standesbewußtem Papa, unter tatkräftiger Mitwirkung nicht grad des Lieben Gottes, aber immerhin des Papstes schließlich doch zusammen-kamen, diese Story, insbesondere aber auch Nesslers Schmachtfetzen hatten sich längst, so wie sie im Buche steh'n, als Parodie das Kabarett erobert. Was kann man in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts dafür, wenn schon bald nach der Jahrhundertwende, im naturalistischen Zeitalter, die Leute nicht mehr drüber weinten und nur drüber lachten! Wenn der pathetische Held und die holde Dame seines Herzens nicht auf hohem Kothurn, jedoch gern in latschenden Pantinen, als komische Figuren abgenommen werden! Wenn das Parkett sich wälzt beim Monolog des Trompeterliebchens: „Wie stolz und stattlich geht er! / Wie adlig ist sein Mut! / Er ist nur ein Trompeter, / Und doch bin ich ihm gut.“ Wenn alles grinst allein schon angesichts der Gartenlaube, die Anton von Werner, der „Schlachtenwerner“, illustrierend beige-steuert hat; wenn das Kichern sich in Lachkrämpfe steigert bei Margaretas Auf- und Eintritt (in die Laube): „Also tritt sie ein, die Jungfrau, / Schüchtern nimmt sie die Trompete, / Preßt sie an die Rosenlippe —“ (nämlich Werners Blasinstrument, das sein Eigentümer aus Versehen hat liegen lassen, dessen Berührung mit des Schätzchens Rosenlippen ihn in helles Entzücken versetzt:) „Werner aber hielt hinfüro / Die Trompete für ein Kleinod — / Hatten Margaretas Lippen / Ja die Strahlende berührt.“

Nein: nichts kann man dafür. Nichts ist auch einzuwenden gegen den Geschmack, den Takt der „Trompeterstadt“ am Oberrhein, deren Popularität der einstigen weiten Resonanz der Trompetermär entstammt. Belobt sei sie, da sie zur Jubiläumsfeier — statt Scheffels antiquiertes



Rührgedicht etwa in einer Goldschnitt-Jubiläums-Ausgabe oder nach Nessler's Noten anzubieten — bei Wilhelm von Scholz eine zeitgemäße Adaptierung bestellte, eine moderne Komödie um die alte Sage. Und just damit sind sie allesamt ins Fettnäpfchen getreten: die Stadt Säckingen mit der Pietät und dem gut funktionierenden Gehör für Anachronismen; der Dichter, der sich partout nicht unter den Scheffel stellte, sondern ihn sieghaft überholte; der Chronist, der's zustimmend konstatierte. Der Fettnapf aber steht am Tegernsee, an zuständigem Ort (möcht' man ihn heißen): im Hause der Courths-Mahler.

Die Tochter, die gewissenhaft der Mutter reiches Erbe hütet, preßt ihrerseits an Rosenlippen die Trompete, die eine ausgewachsene Posaune ist, und legt gewaltig los. Man wüte — so bläst die Dame — gegen die Romantik; man schände deren Werke; der pure „Surrealismus“ sei's, der blanke „Existentialismus“ (um nicht zu sagen: der reine Bolschewismus), wie man damit umgehe heute, wie man's treibe gegen die Romantik. „Alle Kunstwerke dieser romantischen Epoche werden unsterblich bleiben“ — prophezeit die geborene Courths-Mahler, die keineswegs nur den „Trompeter“ meint, sondern doch wohl auch die Werke der Mama. Sind's denn romantische Kunstwerke nicht? Sollten sie etwa nicht unsterblich sein, die Meisterwerke, wo doch der romantische Plunder seine Lebenskraft erwiesen hat selbst im Dschungel noch, damals, als es ihnen an den Kragen ging, den Versen des romantischen Heinrich Heine, den Partituren des romantischen Mendelssohn-Bartholdy, als sie schlankweg sterben sollten auf Hitlers braunen Scheiterhaufen, ohne die geringste Hoffnung auf die deutsche Unsterblichkeit oder auch nur auf den Beistand aus dem zuständigen Reiche der Romantik: aus dem Hause der Courths-Mahler? Wie leicht hätte sie der Teufel holen können; verhindert hat ihn wahrhaftig nicht ein romantisch Weib am Tegernsee. Die fleißige Hedwig wiederum, die bereits am Schreibtisch schuftete, als Scheffel viel gemächlicher und durchaus nicht ohne Meriten manch pointierten Vers, manch plastische Prosa formte, ihn samt Heine, samt Goethe hat sie — bei einem Umsatz von dreißig Millionen Exemplaren — glatt an die Wand gedichtet. Allemaal sind's ja Zahlen, die beweisen. Vom „West-östlichen Divan“ war in einem Jahrhundert nicht das erste Tausend an den Mann zu bringen. Der „Trompeter von Säckingen“ hingegen brachte es auf Hunderttausende; und bleibt nach einem Jahrhundert eine Erinnerung; und freilich ein Gelächter. Also wird die Prophezeiung sich erfüllen, auch wenn sie eine Drohung ist. Das „Kunstwerk“ wird gewiß unsterblich bleiben, und wär's als Parodie.

Man kann ein guter Dialektiker sein, ohne ein Mann von Geschmack zu sein.  
*Gotthold Ephraim Lessing*

## Von der Würde des Schriftstellers

*Bei der Eröffnung der Kunstausstellung in Düsseldorf am 4. April 1954 hat Stefan Andres eine mutige Rede gehalten, die wir ihrer grundsätzlichen Bedeutung halber unseren Lesern wenigstens in Auszügen bekanntgeben wollen. Die Redaktion.*

... So oft man mich im Ausland — etwa in Italien oder Frankreich — über die soziale Stellung des deutschen Schriftstellers befragte, wurde es mir immer ein wenig unbehaglich zumute. Als Stand, so ungefähr mußte ich antworten, ist der deutsche Schriftsteller noch gar nicht da. Als Einzelwesen tritt er für den Staat eigentlich nur als Steuerzahler in Erscheinung und rangiert hier als Mann der freien Wirtschaft, als Unternehmer. Seine Produktionsmittel sind: Geist, Gefühl, Sprache, Sinnlichkeit, Intuition, visionäre Kraft; seine Wirtschaftsräume sind die Welt und das eigene Herz; seine Erzeugnisse — Bücher; sein Sachkapital: Gottvertrauen, Hoffnung und Humor; seine Wertpapiere: Verlagsverträge und Leserbriefe...

Und ich weise bei Ausländern nachdrücklich auf jene ungefähr zwölf deutschen Verleger hin, die jene ganz bestimmten und für den Schriftsteller lebensnotwendigen Qualitäten haben, die bei ausländischen Verlegern nicht oder doch sehr selten in dieser ausgeprägten Weise anzutreffen sind. Diese deutsche Verlegerelite ist wagemutiger, als das Publikum es im allgemeinen weiß. Vor allen Dingen: sie sind weit davon entfernt, ihren Verlag zu einer Bestseller-Fabrik zu machen und selbst zum verantwortungslosen Buch-Unternehmer herabzusinken.

Sodann kann ich vor Ausländern jederzeit mit einem gewissen Stolz vom deutschen Lesepublikum sprechen, das sich allerdings einseitig aus jungen Menschen und viel Weiblichkeit zusammensetzt. Der deutsche Mann, wenn er nicht ein Deutschlehrer vom neuen Schlage oder ein Kauz vom alten Schlage oder aber ein Fachmann ist, der deutsche Mann — das wage ich in aller Gelassenheit zu behaupten — liest im Gegensatz zum Franzosen, Engländer und Italiener außer Zeitungen, Illustrierten und Fachblättern nichts — oder aber Autoren, deren Namen den Stempel hoffnungsloser geistiger Infantilität tragen.

Diese prinzipiell amüsische Haltung des Durchschnittstyps des deutschen Mannes birgt übrigens für die politische und kulturelle Entwicklung Deutschlands große Gefahren, das zeigt uns selbst ein oberflächlicher Blick in die Geschichte der letzten hundert Jahre...

Es gibt da nur einen Trost für den deutschen Schriftsteller: die Mißachtung seines Werkes, seiner Person und seines ganzen Standes hat eine altehrwürdige Tradition. Während sich sogenannte große Männer in Deutschland öffentlich rühmen durften, keine schöngeistigen Bücher zu lesen — manche prahlten sogar: keine außer der Heiligen Schrift und Fachwerken je gelesen zu haben! — ja während eine solche anspruchsvolle Zurschau-stellung von Fach-Barbarei und ödester Übermännlichkeit in andern Ländern, etwa in Frankreich und England und vor hundert Jahren auch noch in Deutschland — einen solchen Mann gewissermaßen in Kulturverschleiß brächten, vertraut man ihm in Deutschland höchste Ämter an.

Hippokrates sagt: „Solange das Gehirn unversehrt ist, solange hat der Mensch seinen Verstand!“ Auf den Organismus des Volkes angewandt heißt dieser Satz: „Solange die geistig Schaffenden unversehrt sind, solange hat auch das Volk seinen Verstand.“ Ja, das Volk! — vom Staat wagt man in diesem Zusammenhang nicht zu reden. Wir wissen ja, daß der Staat diesen Satz am liebsten herumdrehen und sagen möchte: „Solange der Staat unversehrt ist, haben auch die geistig Schaffenden ihren Verstand.“

Es bleibt darum für den geistig Schaffenden — so scheint wenigstens mir — gar keine andere Möglichkeit des Verhaltens übrig als die: den Staat und all seine Bewegungen kritisch im Auge zu behalten. Zu diesem Beobachterdienst ist vor allem der Dichter verpflichtet, und zwar durch den Geist selber und überdies durch das Vertrauen, das ihm das Volk heute in besonderem Maße entgegenbringt.

Praktisch verpflichtet ihn diese Haltung zum Nonkonformismus, aus dem sich, wie auch der nur mittelmäßig Lebenskluge weiß, viel Unruhe und Verdruß und ebensoviel wirtschaftlicher Schaden, und oft sogar noch Schlimmeres herleitet.

Heute appellieren bemerkenswert viele Schriftsteller immer wieder an den Staat und verlangen mehr oder minder deutlich wirtschaftliche Sicherstellung. Die Gefahren, die ein aus solcher Staatsversorgung sich ergebendes Kunstbeamtentum für das künstlerische Werk und damit für das Volk mit Notwendigkeit mit sich brächte, können wir am Modell der Oststaaten studieren, wo der Staat freilich, wie es immer so schön heißt, so viel für die Kunst tut — aber, und das übersieht man und sagt es nicht: die Kunst ebensoviel und noch mehr für den Staat!...

Ehe aber die Kunst Dienstbotin des Staates wird oder gar Zuhälterin der Tyrannen, wohnt sie lieber in einem Staate, wo Kirchen- und Kulturbehörden so amüsich und banausich sind, daß sie selbst an der gottgewollten Leibesmitte eines gemalten Knaben Anstoß nehmen und überhaupt der Meinung sind, man solle die Künstler nicht so fett und groß werden lassen, damit sie auch hübsch fleißig bleiben und nicht soviel Selbstbewußtsein vor den Obrigkeiten entwickeln.

Der Künstler, vor allem der Schriftsteller, ist in die Reihe der Arbeitgeber gerückt. Von ihm, dem braven Musketier, lebt heute das ganze bunte Marktentervölkchen der Verleger, Lektoren, Sekretärinnen und Packer; der Drucker, Buchbinder, Papierfabrikanten; der Leute, die Kleister und Kaliko machen, von ihm leben die Reisenden, die Buchhändler und nicht zuletzt die Kritiker — und von diesen wiederum, wenn sie das besprochene Buch schnell verkaufen, die Antiquare...

All diese und viele andere vom Schreibtisch des Schriftstellers lebenden Berufe, alle zahlen Steuern, und somit lebt — das ist doch ein überzeugender Schluß! — auch der Staat zu einem ganz bestimmten Teil von der Kunst, nicht aber, wie Ahnungslose meinen, die Kunst vom Staate.

Hier nun ist der Punkt, wo der geistig frei Schaffende dem Staat als Fordernder gegenübertritt. Hier auf der Plattform des geleisteten wirtschaftlichen Nutzens kann er es den Staatsorganen beweisen, daß ein Staat zwar durchaus amüsich sein darf, niemals aber seinen Neutralitätspakt, den er durch sein praktisches Verhalten schweigend mit der Kunst einging, brechen darf, indem er zum Beispiel den Künstler mit denselben Steuern wie den Kaufmann belegt, als handelte es sich bei Gedichten und Novellen um Aluminium und Kugellager, bei Symphonien um Käse und bei Bildern und Plastiken um illustrierte Zeitungen oder Koks.

Wenn bei der Herstellung eines Buches gewiß zehnmal die Umsatzsteuer bezahlt wird: vom Autor, Verleger, Drucker, Buchbinder, Papierfabrikanten,



Buchhändler und so weiter! — oder wenn ein Künstler, der über 1000,— DM monatlich verdient, von dieser Summe die ganze Umsatzsteuer zahlen muß, während der 990,— DM monatlich Verdienende dagegen umsatzsteuerfrei ausgeht, so liegt darin wohl mehr als steuerliche Härte, wie das in der Fachsprache heißt. Und wenn nun solch ein unter seinen Steuern seufzender Künstler im Westen einen verwegenen Blick über die Grenzen gen Osten riskiert und die im Beichtspiegel der christlichen Demokratie gewiß schon als Todsünde gewertete Überlegung wagt, auf welche Weise der totalitäre Molochstaat seine Künstler behandelt und auf welche Weise der bürgerliche Staat, darf er aus diesem Vergleich zum mindesten folgern, daß der böse Staat immerhin so klug ist, um zu wissen, wie hoch die Kunst einzutaxieren sei, während der Staat, der sich selber für einen guten, nämlich christlichen, humanen und freien Staat hält, der Kunst gegenüber nicht einmal seine fiskale Gier bändigen kann.

Denn eine Umsatzsteuer auf Werke der Kunst ebenso wie auf Sauerkraut, Nähmaschinen und Glühlampen zu legen, das läßt uns die Wertung der Kunst durch den Staat in unüberbietbarer Deutlichkeit erkennen. Dabei ist es dem Staate, der seine eigenen Diener mit einer, wie wir es in den letzten Jahren erleben konnten, fast schon das Rechtsempfinden befremdenden Väterlichkeit beschützte und umsorgte, dabei ist es diesem Staate, sage ich, doch hinreichend bekannt, daß die Ernten auf dem Felde der Kunst, was die materielle Seite angeht, schwankend sind. Mehr als in irgendeinem andern Beruf müssen im Bereich der Kunst die sieben fetten Jahre die sieben mageren ernähren helfen. Das ist aber nicht möglich, wenn durch die Auslage-Praxis des Fiskus nicht nur in den sieben fetten Jahren kein Vermögen gebildet werden konnte, sondern — was noch viel wichtiger ist — auch die Lust und die Kraft, sich eine echte wirtschaftliche Unabhängigkeit zu schaffen, verlorenging.

Die in den Stand der Besitzlosen abgedrängten geistig Schaffenden sind für Staat und Volk eine noch größere Gefahr, als es das sogenannte akademische Proletariat auch im Westen bald schon darstellen wird; denn sie sind produktiv, und das heißt unter gewissen Umständen explosiv...

Ja, wenn das Hirn gesund ist! Wenn es aber versehrt ist, wenn der geistig Schaffende erkrankt, dann verliert das ganze Volk den Verstand. Der Staat sollte sich mit der Wahrheit dieses Satzes beschäftigen und, ohne seine Neutralität zur Kunst aufzugeben, sollte er erkennen, daß die Kunst im Organismus des Volkes dieselben folgeträchtigen Funktionen hat wie das Spiel in der Seele des Kindes.

Dieses Spiel kann der Staat nur dadurch fördern, daß er ihm nach Möglichkeit fernbleibt und es vor allen Dingen nicht als Lustbarkeit, Warenumsatz oder gar als Unsittlichkeit und was sonst noch alles erklärt. Gewährt der Staat uns geistig Schaffenden diese Art Förderung, daß er uns weder selbst mit ungerechten Forderungen überfällt noch welcher Institution und Machtgruppe auch immer es erlaubt, den Garten der Kunst zu einer Zone der Rechtlosigkeit zu machen — dann sind wir gerne zufrieden, mehr verlangen wir vom Staate nicht!

Aber was wundern wir uns! Die Urheberrechts-Novelle wurde, als handelte es sich um einen Aufmarschplan gegen die Interessen der Schriftsteller, ausschließlich von Verlegern und Juristen hinter dicht verschlossenen Türen ausgeheckt. Ja, die Schriftsteller blieben draußen! Und als man daranging, das Rundfunkgesetz zu entwerfen, vergaß der Referent des Innenministeriums wiederum, die Schriftsteller zur Mitarbeit einzuladen.

In solcher Art von Übersehen- und Vergessenwerden muß der deutsche Schriftsteller Plan und Absicht erkennen, und er kann es mit Händen grei-

fen, wie stark schon wieder der Staat und wie schwach noch immer der Geist in Deutschland auf den Beinen steht. Oder glauben Sie, daß in irgendeinem andern Lande als in Deutschland — und hier muß ich, so leid es mir tut, sogar in Westdeutschland sagen! — glauben Sie, daß es möglich wäre, ein großes Theater einzuweihen, ohne einen einzigen Schriftsteller zu diesem Feste einzuladen? Das geschah aber — und es ist nur ein Beispiel für viele! — in West-Berlin bei der Einweihung des Schillertheaters! Der West-Berliner Senat erklärte sogar, wie mir versichert wurde, es handele sich bei dieser Einweihung um einen — politischen Festakt!

Diese Äußerung ist aufrichtig und sie entspricht der Praxis eines nach und nach alles politisierenden und beherrschenden Staates, in welchem die Muses und Grazien nur noch zu gewissen Anlässen — nämlich zu poetischen Umrahmungen und Untermalungen politischer Kernstücke — erwünscht sind. Was Schiller freilich, mit dem die Obrigkeit allein sein wollte, zu solch einem schon rauschhaft zu nennenden behördlichen Selbstgefühl zu sagen hätte, das ahnt jeder, der Schiller nicht nur von politischen Festakten her kennt. Daß der Dichter — wenigstens nach Schiller — bei der Verteilung der Erde zu spät kam, ist nicht so schlimm; daß er aber bei der Verteilung des Rechts zu kurz kommen soll, darin liegt von seiten des Staates ein Affront, den aber die deutschen Schriftsteller eigentlich — verdient haben! Sie ließen sich jede Art von Zurücksetzung durch den Staat von jeher schweigend gefallen und verstanden es nicht, durch eine echte berufsständische Vertretung den Staat auf ihre Gegenwart aufmerksam zu machen. Der Staat aber nimmt wie ein durchschnittlicher Mensch nur das wahr, was ihm nützlich oder schädlich — oder einfach lästig ist. Da wir Schriftsteller und Künstler uns aber nicht schmeicheln dürfen, daß der Staat irgendeinen Nutzen in unserm Tun und Treiben erblickt, wir andererseits als trotzdem loyale Bürger ihm auch nicht schaden wollen — denn dieser Schaden fiele doch nur auf das Volk zurück! — versuchen wir es, durch das Tor der Lästigkeit vorzudringen und uns Gehör zu schaffen — aber nicht als einzelne, sondern als Berufsstand; und nicht als Bittende um dies und das, sondern als Menschen, die vom Staat nichts fordern als das, was er ihnen schuldet: das gute Recht!

# BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU

## Begriffsverwirrung

*Eine Entgegnung zu dem Artikel von A. Jores in Heft 9/1953*

Es hat wahrscheinlich keine Periode in der Geschichte der Medizin gegeben, in der nicht mit warnender Stimme auf Krisen hingewiesen wurde. In meiner Assistentenzeit waren sie ein beliebtes Diskussionsobjekt; sie konnten es sein; denn was man damals mit diesem bedeutsamen Wort bezeichnete, war ein harmloser Vorgang wissenschaftlicher Evolution. Jetzt spricht man — meist ohne klare Begriffsdefinierung — von einer moralischen Krise, in deren Mitte sich die zivilisierte Welt befinden soll. Der Wunsch, sie als Allgemeinerscheinung zu erklären, führt zu eigenartigen Theorien. Eine davon hat — wieder für das Gebiet der Medizin — A. Jores aufgestellt. Ausgangspunkt geben ihm die grauenhaften Vorgänge, die sich in deutschen Konzentrationslagern ereignet haben, als ihre Insassen zu meist tödlichen medizinischen Experimenten benutzt wurden. Um von vorneherein das eine festzustellen: Jores läßt keinen Zweifel an seinem Abscheu über das, was sich dort unter der Leitung sogenannter Ärzte oder Wissenschaftler vollzogen hat. Für die Tatsache, daß Menschen, die an humanistischen Schulen und Akademien studiert haben, solch flagrante Verbrechen gegen die körperliche und seelische Integrität, gegen das Leben anderer begangen, hat er eine sonderbare Erklärung: Sie sind die bewußten oder unbewußten Opfer eines pathologischen Nationalismus, eines perversierten Verantwortungsgefühles gewesen, darauf hinzielend, durch die Ergebnisse der Experimente dem eigenen im Existenzkampf stehenden Heer zu helfen, seine Verluste an Leben und Gesundheit zu vermindern. Es ist möglich, daß die amoralische und sadistische „Führerschicht“, die 12 Jahre lang Deutschland regierte, solch krankhafte Vorstellungen hatte; es ist auch möglich, daß die ausführenden Experimentatoren ihre Gesinnungsverwandten waren. Die Hunderte aber, die mithalfen, oder die in „wissenschaftlichen“ Versammlungen schon lange vor Kriegsende offizielle Berichte darüber hörten, gehören in eine andere Kategorie. Es ist gefährlich für die Entwicklung des Arztiums in kommenden Generationen, das Fehlen von Reaktionen gegen unerhörte Brutalitäten auf eine höhere, sogenannte „ideologische“ Ebene verschieben zu wollen.

Nehmen wir an, daß es die Furcht vor den Folterkammern des Regimes war, welche die ärztlichen Mitwisser und Mithelfer stumm gemacht hat. Wenn schon über Wissenschaft und moralische Verantwortung in der Medizin gesprochen wird, dann sollte der groteske Mangel an Zivilcourage, ein Mangel, der das Berufsideal eines ganzen Lebens tötet, der Gegenstand einer Erörterung sein.

Es ist undenkbar, daß nicht jeder Mensch die Mißhandlung eines Wehrlosen, seine grausame Tötung und Verstümmelung als das empfindet, was es ist: als ein Verbrechen. Und bei einem Arzt und seinen Helfern muß die Berufsausbildung, selbst wenn sie noch so primitiv und inkompetent erfolgte, die natürliche Regung des Gewissens unterstützt haben, daß der erste Grundsatz jedes Handelns das *nil nocere* ist. Wer seine Gewissenskrupel



beiseite schiebt, tut es aus Furcht vor der Bestrafung durch die staatlichen Instanzen, die ihm den verbrecherischen Auftrag gegeben haben, und in dem Bewußtsein, daß die Konsolidierung der staatlichen Macht, die von ihm Begehung von Bestialitäten verlangt, stark genug fundiert ist, um ihn vor Bestrafung zu sichern. Keines der Motive hat mit der Entwicklung medizinischer Wissenschaft und Kranken- oder Krankheitsbetrachtung etwas zu tun — wie Jores behauptet. Er sieht die heutige Krise der Medizin darin, daß Rücksichten auf das angebliche Wohl der Allgemeinheit denen auf den kranken Einzelmenschen in bedenklicher Weise übergeordnet werden.

Ich wüßte nicht, warum die modernen Krankenhäuser mit „ihren ganzen Apparaturen und Ausrüstungen und ihrem ganzen Ärztetab“ zu einer solchen Entwertung der Persönlichkeit des Patienten beitragen sollten. Hat die Verfeinerung der diagnostischen und therapeutischen Methoden, die an diesem komplizierten Apparat schuld ist, nicht den Zweck, dem einzelnen Kranken die bestmögliche Behandlung zu geben? Fragen der Arbeitsfähigkeit und der sozialen Anpassung haben aber für das Individuum mindestens eine ebenso große praktische Bedeutung, wie für die Allgemeinheit. Es ist überflüssig, das in einer Zeit zu betonen, die das psychologische Moment in der medizinischen Praxis sehr weit in den Vordergrund schiebt.

Es ist auch nicht richtig, daß die moderne Medizin mehr als früher dem Arzt Macht über seine Patienten gibt. Das heutige Teamwork läßt kaum noch einem einzigen Arzt die alleinige Entscheidung über die Wahl der Therapie. In jedem großen Krankenhaus, in jeder Klinik sind an die diagnostischen Erörterungen, an Untersuchungen, an Ausarbeitung des Behandlungsplanes für den einzelnen Kranken mehr Ärzte und — was noch bedeutungsvoller ist — mehr Ärzte mit erprobten Spezialkenntnissen — beteiligt, als es noch vor 20 Jahren der Fall war.

Aus dieser Zusammenarbeit ergibt sich automatisch eine heilsame Verminderung der Präponderanz der Autorität eines Einzelnen.

Vielleicht darf man eine Ausnahme gelten lassen. Sie betrifft die verschiedenen Formen der Psychoanalyse und, wie Jores mit Recht hervorhebt, die unter dem Kennwort der Psychochirurgie bezeichneten operativen Maßnahmen. Auf dem Gebiete der Psychochirurgie macht sich eine gesunde Reaktion bereits bemerkbar. An den Exzessen der Psychotherapie und Psychoanalyse ist die verrufene Schulmedizin gewiß nicht beteiligt.

*Professor Dr. R. Nissen, Basel*

### **Erwiderung auf die Entgegnung von Herrn Prof. R. Nissen**

Herr Nissen überschreibt seine Entgegnung: „Begriffsverwirrung“. Aus dieser Überschrift wie auch aus dem Inhalt seiner Entgegnung muß ich entnehmen, daß er gar nicht verstanden hat, worum es hier eigentlich geht. Ich schätze den Ausdruck „Krise in der Medizin“ ebensowenig wie Herr Nissen. Für mich ist es aber unverkennbar, daß nicht nur unsere Zeit, sondern damit auch die Medizin sich in einem Wandlungsprozeß befindet, der sehr viel grundsätzlicher und wesentlicher ist als die Wandlungsprozesse, die die Medizin seit Aufkommen des naturwissenschaftlichen Denkens durchgemacht hat. Aber dies auszuführen, wäre hier zu weitläufig. Man merkt der Entgegnung von Herrn Nissen an, daß er den Nationalsozialismus und den Krieg in Deutschland nicht miterlebt hat. Somit hat er nicht unmittelbar

von der Massenpsychose erfahren, die das deutsche Volk in weiten Teilen ergriffen hatte. Mit Angst vor den Folterkammern des Regimes, von denen die meisten Leute ja auch nichts wußten bzw. auch nichts wissen wollten, läßt sich das Phänomen, daß eine nicht geringe Zahl von Ärzten und Wissenschaftlern an den Versuchen am Menschen beteiligt war bzw. mindestens davon wußte, nicht erklären. Der Gedanke von der Minderwertigkeit anderer Rassen, insbesondere der Juden und der Polen, von der Hochwertigkeit der eigenen, von dem Existenzkampf unseres Volkes, dem nunmehr jedes Mittel heilig, war wirklich in vielen Hirnen und Herzen auch der Ärzte und Wissenschaftler lebendig. So wurden Rasse und Nation zur überwertigen Idee, und das Gewissen schwieg. Damit fehlte auch die Zivilcourage, auf deren Mangel einzig und allein Herr Nissen das Phänomen beziehen will.

Zum zweiten Punkte kann ich nur sagen, daß doch die Tatsache, daß die Medizin heute mehr vermag als vor 50 Jahren, auch von Herrn Nissen nicht bestritten wird. Damit erhöht sich aber notwendig die Verantwortung. Wenn im Rahmen des team works die Verantwortung auf mehrere Schultern gelegt wird, so wird sie für den einzelnen geringer, der sich hinter die Anonymität des teams zurückziehen kann, und damit wird die Gefahr, die ich mich aufzuzeigen bemühte, größer.

*Jores*

Niemals entsagt ein Volk wahrer Freiheit. Sagen, daß es sich von ihr löse, heiße erklären, es liebe Demütigung, Schmerz, Not und Elend; heiße behaupten, es finde sich ohne Bedauern damit ab, daß man es vom Gegenstand seiner Liebe trenne, es in seiner Arbeit unterbreche, seiner Güter beraube, in seinen Überzeugungen und geheimsten Gedanken belästige, in Kerker und aufs Schafott schleppe. Denn gegen diese Dinge sind die Sicherungen der Freiheit geschaffen; um vor diesen Geißeln bewahrt zu bleiben, ruft man die Freiheit an. Es sind diese Geißeln, die das Volk fürchtet, verflucht, verabscheut. Wo und unter welchen Namen immer es ihnen begegnet, wird es von Angst erfaßt, weicht es zurück. Das, was seine Unterdrücker Freiheit nannten, haßte es, weil es Sklaverei war. Heute hat sich ihm die Sklaverei unter ihrem wahren Namen, in ihrer wirklichen Gestalt enthüllt. Glaubt man, es werde sie weniger hassen?

Tyrannie, Unmoral, Unrecht sind so sehr wider die Natur, daß es nur einer Anstrengung, einer mutigen Stimme bedarf, um den Menschen diesem Abgrund zu entreißen. Er findet zum Sittlichen zurück durch das Unglück, das durch das Vergessen des Sittlichen über ihn kam. Er findet zur Freiheit zurück durch das Unglück, in das ihn das Vergessen der Freiheit gestürzt. Keines Volkes Sache ist hoffnungslos.

*Benjamin Constant: „Über die Gewalt“*

# RUNDSCHAU

**Im Schatten Asiens** Die Frühjahrstagung der Beratenden Versammlung des Europarates stand diesmal unter keinem günstigen Stern, ja sie stand überhaupt nicht im Lichte irgendeines Sternes, sondern im Schatten Asiens. Die Beratungen in Genf nahmen die Aufmerksamkeit der Welt in solchem Maße in Anspruch, daß sich in Straßburg nicht viel mehr als eine routinemäßige Zusammenkunft abspielen konnte. Zieht man die Bilanz, so läßt sich lediglich sagen, daß die Dinge Ende Mai nicht schlechter standen als vor Beginn der Zusammenkunft — das aber ist immerhin schon ein Gewinn. Die Freunde der europäischen Zusammenarbeit sind bescheiden geworden. Bei nüchterner Überlegung muß man freilich im Grunde dankbar sein, daß Straßburg diesmal so sehr im Schatten Asiens stand. Einmal wurde dadurch die gegenwärtige Rangfolge der weltpolitischen Probleme deutlich. Zum andern kann der Entwicklung der europäischen Politik augenblicklich nichts so sehr schaden wie übermäßiges Rampenlicht. Vielleicht ist in diesem ersten Nachkriegsjahrzehnt, das sich seinem Ende zuneigt, über Europa einfach zuviel geredet worden. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß Europa ja nicht nur eine Aufgabe, sondern auch eine Tatsache der zeitgenössischen Politik ist. Selbst wenn sich an der Organisation Europas vorläufig nichts ändern sollte, bliebe doch dieses Europa bestehen mit allen seinen Fehlern — aber auch mit den Vorzügen, die es immer noch besitzt.

Zuviel geredet wird zweifellos über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft, von der manche Leute sagen, sie sei eine schöne Leiche, von der nur die Hinterbliebenen nicht wüßten, wie man sie unter die Erde schaffen solle. Ob dieses Urteil richtig sei, läßt sich gerade in dem Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, nicht mit Sicherheit sagen. Soeben haben die französischen Sozialisten auf ihrem Parteikongreß beschlossen, für die Ratifizierung der EVG zu stimmen und dabei Fraktionszwang anzuordnen. Trotzdem ist damit die Annahme in der Nationalversammlung noch nicht gesichert. Die entscheidende Abstimmung wird nicht vor dem Herbst stattfinden, und bis dahin werden in Asien Entscheidungen gefallen sein, die ihren Einfluß gerade auch in Paris geltend machen dürften. Die Entscheidung über die EVG wird aber in ihrer Bedeutung für die Zukunft seit langem überschätzt, von ihren Gegnern nicht weniger als von ihren Anhängern. Die wirkliche Frage lautet anders, wie wir an dieser Stelle schon mehrfach betont haben. Die wirkliche Frage geht dahin, ob die europäische Zusammenarbeit unter Verzicht auf wesentliche Teile der nationalstaatlichen Souveränität oder in Gestalt des europäischen Konzerts souveräner Staaten stattfinden soll. In den letzten Jahren hat die erste Möglichkeit, die vor allem vom Bund europäischer Föderalisten gestützt wird, an Anhängern verloren, während die zweite Methode Boden gewonnen hat. Wie der Wettstreit ausgehen wird, ist vorläufig noch ungewiß. Wer undogmatisch denkt, ist sich darüber im klaren, daß es weniger auf die Methode als auf das Ziel, eben die Zusammenarbeit, ankommt.

Der neu gewählte Präsident der Beratenden Versammlung, der französische Sozialist Guy Mollet, ließ in seiner Ansprache einen Satz fallen, der trotz dem Eintreten der französischen Sozialisten für die EVG eher in die Rich-



tung einer nicht integrierten Zusammenarbeit deutet. Er sagte nämlich, daß der Europarat erwägen müsse, wie er Jugoslawien näher zur Mitarbeit heranziehen könne. Die noch heiß umstrittene Frage, wie die diktatorisch regierten europäischen Staaten diesseits des eisernen Vorhangs in die europäische Zusammenarbeit nicht nur faktisch, sondern auch organisatorisch einbezogen werden sollen — außer Jugoslawien gehören Spanien und Portugal dazu — läßt sich offensichtlich nur dann lösen, wenn man auf eine Integration verzichtet. Eine Föderation, in der einige Glieder parlamentarisch-demokratisch, andere jedoch autoritär-kommunistisch oder autoritär-faschistisch regiert werden, ist undenkbar. Hingegen läßt sich eine Zusammenarbeit in lockerer Form sehr wohl vorstellen. Insgesamt sollten die europäischen Nationen gerade in der Zeit, da die Weltpolitik im Zeichen, sie selbst aber im Schatten Asiens stehen, weniger auf die Form als auf die Realität der Zusammenarbeit bedacht sein. Der nach langem Zögern ziemlich rasche Abbau der Visavorschriften und sonstiger Reisehindernisse weist in diese Richtung. Das mögen Kleinigkeiten sein, aber viele Wenig machen auch ein Viel. Und die großen Entscheidungen müssen ohnehin warten — bis zum Herbst, wenn man in Straßburg wieder zusammenkommen wird, und vielleicht auch noch länger.

**Guatemala** Ist Guatemala wirklich so schlecht wie der Ruf, den es gegenwärtig als Keimzelle des Kommunismus in Amerika genießt? Oder werden Erscheinungen ganz anderer Art tendenziös so gedeutet, daß dieses Bild sich in den Köpfen der Europäer und der Nordamerikaner fälschlich formt? Guatemala ist eine der Republiken, die sich in Mittelamerika 15 Jahre nach der Befreiung von der spanischen Kolonialherrschaft aus dem Mittelamerikanischen Bund herauslösten. In diesem Bundesstaat wurde zuerst auf amerikanischem Boden die Sklaverei abgeschafft. Von diesem Geist, der Sklaven befreien will, ist noch immer etwas lebendig; und wer für Guatemala Sympathien hat, der findet ihn auch in den leidenschaftlichen Bestrebungen, Ketten zu brechen und Lasten abzuschütteln, deren es in diesem Lande immer noch genug gibt. Dabei geht es allerdings vielfach gewaltsam zu, und es werden nicht bloß wohlbegründete Interessen verletzt, sondern auch Rechte vernichtet, die keineswegs sich alle nur aus dem Unrecht alter Zeiten herleiten. Wir Deutsche wissen davon ein Lied zu singen. Denn wenn das deutsche Auslandsvermögen den Maßnahmen der Gaststaaten zum größten Teil zum Opfer fiel, mit denen wir uns im Zweiten Weltkrieg verfeindeten, so steht Guatemala mit den auch nach 1945 fortgesetzten Raubmaßnahmen ziemlich obenan. Es war zunächst dabei dem Beispiel der USA gefolgt, unter deren Einfluß es stand; aber seither ist es längst selbständig in seinem Vorgehen geworden und hat das Vorbild übertroffen, ja das Gelernte gegen den Lehrmeister angewandt. Noch das Bodenreformgesetz von 1952 nennt als Grundbesitz, der zur Enteignung kommen soll, neben dem, den Einheimische nicht bestellen, ausdrücklich auch den, der Deutschen gehörte. Der Verfügung der deutschen Besitzer war das Land schon 10 Jahre vorher entzogen worden. Die Zentralbank verwaltete es. Hauptsächlich handelt es sich dabei um Kaffeepflanzungen, 30 bis 40% aller Plantagen dieses weitaus wichtigsten Ausfuhrsgutes in ganz Guatemala. Ihre Anlage geht zum großen Teil schon in die sechziger und siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurück, und damit haben das deutsche Kapital und die deutsche unternehmerische Arbeit einen bedeutenden Anteil an der wirtschaftlichen Erschließung des Landes und an seiner Blüte. Plantagenbesitz ist Großgrundbesitz, und die Hauptanliegen der Regierung sind Bodenreform

und Befreiung vom fremden Einfluß. Wir Deutschen sind die Leidtragenden neben anderen, aber in besonders ungünstiger Rechts- und Machtlage. Wir empfinden als Unrecht, was geschieht, aber sehen es eher im Zusammenhang mit den Kriegsverhältnissen und der sozialen Revolution in Übersee als im Schema des Kalten Krieges.

Den Nordamerikanern verdankt Guatemala wahrscheinlich noch weit mehr als den Deutschen; ihre Macht im Lande vermöge ihrer Kapitalinteressen wird als besonders drückend empfunden, wobei die objektive Berechtigung hierzu fast unerheblich ist, und diese Macht möchte man jedenfalls vor allem treffen und ausschalten. Ihre Investitionen sind besonders groß im Verkehrswesen, was nicht allgemein bekannt ist. Nach der letzten Statistik, die zu Gebote steht, betragen sie hier mit 60 Millionen Dollar dreimal so viel wie auf dem landwirtschaftlichen Gebiet, das doch als die Domäne der allbeherrschenden United Fruit Company gilt. An der Ausfuhr sind die Bananen — um diese handelt es sich hier — wertmäßig mit einem Fünftel beteiligt (der Kaffee mit drei Fünftel), aber die Stellung der Fruchtgesellschaft ist viel mächtiger, als diese Zahl vermuten läßt. Gegen sie geht der Staat an. Die Bodenreform ist eine der Waffen, die Arbeitsgesetzgebung eine andere, wobei die Auffassungen darüber, wo das Recht liegt, jeweils sehr verschieden sind. Manche Teilpositionen hat die Gesellschaft schon verloren. Die USA greifen in diesen Machtkampf nicht so ein, wie sie dies vor einem halben Jahrhundert getan hätten, sondern behutsam. Aber es ist klar, daß sie ständig die Feindseligkeit des mittelamerikanischen Staates gegen ihre Interessen und die ihrer Staatsangehörigen fühlen. Eine eigentliche Gefahr für sie liegt darin nicht. Diese begänne aber, wenn Guatemala sich zu einem kommunistischen Land entwickelte. Dies wird von seiten Guatemalas leidenschaftlich abgestritten. Eine Zuschrift des Geschäftsträgers dieses Staates an die „Times“ (3. 4. 54) ist dafür ein Beleg. Hier heißt es, eine lange Geschichte der Unterdrückung und unwürdigen Ausbeutung durch Fremde habe Guatemala bewogen, sich des fremden Einflusses zu erwehren. Auch seien seine Landbesitzverhältnisse noch 1950 so ungerecht gewesen (72% der Landbebauer auf 9% des Landes, 2% der Landbesitzer im Besitz von 78% des Bodens), daß die Reform unaufschiebbar gewesen sei. Und schon zwei Jahre nach dem neuen Gesetz seien weitere 25% des Bodens an Kleinbesitzer verteilt worden. Zu diesen Zahlen und zur Landverteilung stehen manche Beobachter höchst kritisch. Man habe der United Fruit Company 100 000, den privaten Großbesitzern weitere 320 000 ha abgenommen, aber mit der bloßen Bodenzuteilung sei dem armen Indio nicht geholfen, und eine Armut an Boden, also ein eigentliches Agrarproblem in diesem Sinne gebe es hier gar nicht. Dies mag so oder so sein, jedenfalls suchen die Befürworter der Reform in ihrem Bestreben, den Kleinbesitzer zu fördern, ein Argument gegen den Vorwurf kommunistischer Tendenz (als wäre anderswo die Bodenreform nicht ein erster Schritt gewesen, dem als zweiter oder dritter das Kolchosensystem folgte). All das ist unerheblich; wichtig ist, wer den Staat beherrscht und ob die Regierenden den Wünschen Moskaus folgen und in diesem Sinne yankeefeindlich sich betätigen. Insofern ist es tatsächlich wesentlich, daß von den drei großen, übrigens von USA-Leuten während des Krieges angelegten Flugfeldern die Ölfelder in Texas in drei Stunden anzufliegen sind, der Panamakanal sogar in zwei Stunden zu erreichen ist. Eine Schiffsladung Waffen tschechoslowakischer Herkunft aus dem unter polnischer Gewalt herrschaft stehenden Hafen Stettin, die vor einigen Wochen Guatemala erreichte, beunruhigte die Presse der westlichen Welt erheblich, mehr, als es diese 2000 Tonnen wert sind, die übrigens auf einem schwedischen Fahrzeug über den Ozean fuhren, und die in Puerto-Barrios auf Kais ausgeladen und

auf Eisenbahnwagen weiterbefördert wurden, die in USA-Eigentum stehen. Sie und etwaige weitere derartige Zufuhren werden die USA-Herrschaft nicht erschüttern, aber dennoch darf solch ein Vorkommnis nicht bagatellisiert werden. Dahinter steht eben doch die grundsätzliche Bereitschaft Guatemalas, das wegen des Anspruchs auf Britisch-Honduras mit Großbritannien in Spannung lebt und das mit mindestens zweien seiner mittelamerikanischen Nachbarn auf gespanntem Fuße steht — die Einigung Mittelamerikas ist ferner denn je — sich zur Förderung seiner eigenen Zwecke, also der sozialen Revolution und der Befreiung vom fremden Kapitaleinfluß, unbedenklich auch der Hilfe der roten Welt zu bedienen. Wenn das von seiten Guatemalas und seiner derzeitigen staatlichen Machthaber auch noch keine aktive Parteinahme ist und sich nicht von dem unterscheidet, was gewisse Länder des mittleren und fernen Ostens tun, so ist es, genau wie dort, genug, um die westliche Welt zu warnen. Gibt doch diese Bereitschaft Moskau und seinen wirklichen und bedingungslosen Anhängern die besten Handhaben. Wie gut diese schon benützt worden sind, läßt sich zum Teil nachweisen, indem man die Namen und die Stellung derjenigen kennt, die sich offen zum Kommunismus halten und seine Ideen und, was wichtiger ist, die weltpolitischen Ziele Moskaus zu den ihrigen machen. Dazu gehören in Guatemala die Inhaber der Schlüsselstellungen im staatlichen Rundfunk, bei den Gewerkschaften und in manchen Ministerien. Zum andern Teil sind die Zusammenhänge weniger deutlich, aber darum doch spürbar. Daß der Präsident Arbenz, Sohn eines Schweizer Vaters, selbst kein Kommunist ist und daß die Regierung als Ganzes dies ebenso behaupten kann, ist demgegenüber kein durchschlagender Einwand. Sie dulden und machen mit, treibende Kräfte sind andere, und diese könnten stärker werden. Sie könnten es — mehr läßt sich vorderhand nicht sagen, denn es gibt auch beachtliche Gegenkräfte. Beim interamerikanischen Kongreß in Carácas stand Guatemala allein, aber die Einheitsfront zur antikommunistischen Erklärung wurde von den USA nur mühsam geschaffen. Amerika als Ganzes weiß nicht, ob, wann und wie es gegen sein schwarzes (oder rotes) Schaf vorgehen kann. Darin liegen seine Schwäche und die Chance Moskaus. Inzwischen ist der Bürgerkrieg ausgebrochen, dessen Ausgang noch ungewiß ist.

**Aden** Auf dem Wege von der asiatischen zur afrikanischen Reiseetappe berührte Königin Elisabeth Ende April an einer Stelle die arabische Welt: in Aden, auf der Halbinsel Arabien, die zwischen den Erdteilen fast ein eigenes Leben beansprucht. Die „Gothic“ wurde auf der Fahrt von Ceylon her von zwei indischen und einem pakistanischen Kriegsschiff geleitet, eine Höflichkeit, die dem königlichen Gast galt, in der man aber auch einen Nachklang der einstigen Besitzverhältnisse sehen kann. Denn Aden wurde einst, 1839, als erste Erwerbung unter Königin Viktoria übrigens, dem britischen Reich um Indiens willen einverleibt, als eine Stütze mehr zur Sicherung des Weges dorthin. Es galt auch verwaltungsmäßig ein Jahrhundert lang als Bestandteil Indiens, d. h. es wurde von Bombay aus verwaltet. Erst 1937 wurde es zur Kronkolonie und dem Kolonialamt in London unmittelbar unterstellt. Aden bietet wenig Reize. Wegen seiner Hitze und der unschönen Zweckbauten ist es eine vielgeschmähte Garnison, ein — wie man früher sagte — notwendiges Übel im Gefüge des Empire. Die wichtigste Funktion des Hafens ist, Kohlen- und Ölstation für die durchfahrenden Schiffe zu sein. Wenn jährlich hier 4500 Schiffe vor Anker gehen, die 1800 einheimischen Küstenfahrzeuge nicht gerechnet, dann geschieht es vor allem, um Brennstoff einzunehmen; 20 Millionen Tonnen davon werden hier jährlich



umgesetzt. Die Kronkolonie besteht aus der Hafenstadt, die am Fuße schwarzer Lavafelsen liegt — die alte Stadt liegt im Krater eines erloschenen Vulkans — aus einer eine kleine Autostunde entfernten weiteren Halbinsel Klein-Aden, aus der Stadt Scheich-Othman weiter landeinwärts und zwei Dörfern, zusammen nicht mehr als 200 qkm mit 120 000 Einwohnern verschiedener Rassen, deren Zusammensetzung besonders im Hafen bunt ist; mindestens ein Zehntel davon sind Inder. Im Zusammenhang mit der Ölkrise ist Aden viel genannt worden, gewöhnlich mit der übereilten Schlussfolgerung, Aden werde ein Ersatz für Abadan. Gemeint ist die Neuanlage einer Raffinerie, wie sie schon seit 1950 für einen Ort „irgendwo zwischen Suez und Indien“ geplant war, und die nun seit dem 1. November 1952 mit Feuereifer gebaut wird, weil allerdings die Entwicklung der Dinge in Persien den Entschluß beschleunigt hat. Die Wahl des Ortes fiel auf Klein-Aden. Es ist freilich übertrieben, die entstehende Raffinerie Abadan gleichzusetzen. Dort wurden ja zuletzt, vor der Enteignung der Anglo-Iranian in Persien und dem Auszug ihrer Organe aus Abadan, 32 Millionen Tonnen raffiniertes Öl jährlich erzeugt. Aden dagegen wird nach seiner Inangasetzung, die für Ende dieses Jahres vorgesehen ist, im Jahr höchstens fünf Millionen Tonnen Rohöl verarbeiten können. Die Termine für den Bau müssen eingehalten werden, daher vollzieht sich der Großmontagevorgang trotz den klimatischen Erschwerungen mit größter Schnelligkeit. Dies hat fast etwas Unheimliches: auf wenige Jahre oder auch nur Monate sind hier Menschen in fünfstelliger Zahl zusammengezogen, die sich dann Ende des Jahres wieder anderswo ihr Brot werden suchen müssen. Denn für den Betrieb wird man wenige Tausende brauchen, während für den Bau 14 000 bis 18 000, also eine ganze kleine Stadtgemeinde mit allen Bedürfnissen einer solchen, beisammen sind. Man kennt die Einzelzahlen, aus denen sich ergibt, daß hier eine noch größere Buntheit herrscht als bei dem Hafenvolk von Aden selbst. Der Großteil allerdings, 10 000, stammt aus Aden selbst, der Kronkolonie und dem Protektorat. Daneben aber gibt es 1400 Briten, je 800 Italiener und Levantiner, je 500 Inder und Somalis, 270 Amerikaner und 100 Holländer, wobei die Funktionen der Europäer und Amerikaner natürlich andere sind als die der übrigen Völker. Die Raffinerie braucht 100 000 Tonnen Stahl und 20 000 Tonnen Zement zu ihrer Fertigstellung — und so ist manche Schiffsladung mit Baumaterial von weither zu diesem äußersten Ende von Arabien gekommen, um zu bewirken, daß künftig in geringerem Maße das Rohöl unrationell durch die Meere gefahren werden muß. Für die Weltwirtschaft und zunächst für die Bauherrin, nämlich eben die Anglo-Iranian, scheint sich die ungeheure Bausumme von 45 Millionen englische Pfund zu lohnen. Übrigens berechnet man, daß die etwaige Wiederherstellung von Abadan, dessen Schicksal ja noch im Dunkel liegt, etwa die gleiche gigantische Summe kosten würde oder wird. — Aden hat eine dreifache Bedeutung: neben der Hafenstadt und neben der Kronkolonie versteht man darunter auch das Protektorat Aden. Hier handelt es sich um wesentlich andere Größenverhältnisse. Mit seinen 290 000 qkm, die selbstverständlich nur sehr roh geschätzt werden, umfaßt es ein ganz beträchtliches Stück von Südarabien. Die Landgrenzen des Protektorates findet man auf so gut wie keinem Atlas eingezeichnet, es herrschen hierüber denn auch recht unklare Vorstellungen. Bis zu einem gewissen Grad entspricht diese geographische Unklarheit der politischen. Wie weit der Einfluß Großbritanniens ins Binnenland hinein reicht, läßt sich zum Teil überhaupt nicht sagen. Bald nach der Erwerbung des Hafenplatzes Aden ergab sich das Bedürfnis, den Adener Bezirk und die zu ihm führenden Karawanenwege durch Fühlungnahme mit den Machthabern des Hinter-

landes zu schützen. Das war keineswegs einfach, und noch in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts ging hier die Befriedungsarbeit, die großenteils eine mühevolle kolonialpolitische Diplomantentätigkeit und nur zum geringeren Teil eine militärische war und ist, vor sich. Man darf sagen, daß auch der Besuch der Königin mit in dieses große Spiel gehört, in das man so wenig Einblick hat und das die Briten noch als Kolonialpolitiker alten oder auch ganz modernen Stils erweist. Hierbei kommt es nicht nur darauf an, die einzelnen arabischen Machthaber — Sultan heißen die größeren, Emir oder Scheich die kleineren — durch Schutzverträge zu binden, sondern auch ihre gegenseitigen Streitigkeiten zu schlichten oder zu unterbinden, die der Sicherheit des ganzen Gebietes gefährlich werden können. Auch einen äußeren Feind gibt es hier, so wenig real die Bedrohung dem Außenstehenden erscheinen mag. Dies ist der Jemen, zu dessen Irredenta Protektorat, ja auch Kronkolonie und Stadt Aden gehören. Der letzte politische Besuch vor dem der Königin in Aden war der einer Delegation der Arabischen Liga. Sie kam aus dem Jemen und gab gute Ratschläge in der Richtung, man möge doch der Beunruhigung dieses Mitgliedstaates der Liga Rechnung tragen. Der Jemen sieht nämlich seine Interessen durch eine „Integrierung“, um dieses moderne Wort hier anzuwenden, gewisser bisher kaum oder nur allzu lose verbundener Gruppen von arabischen Machthabern im Protektorat, wie die Briten sie planmäßig betreiben, gefährdet, weil sich der Raum des Protektorates dadurch, was die Briten eben gern möchten, politisch konsolidiert. Der Jemen sieht sogar den status quo als verletzt an, zu dem Großbritannien sich 1934 verpflichtet hatte und mit dem es den territorialen Besitzstand in den umstrittenen Grenzbezirken meinte. Der Bindung an England, wohl auch der Förderung der Integrierungspläne, diene also der Empfang einiger der arabischen Großen durch die Königin und ihre Auszeichnung. (Einige der südarabischen Schutzvertragspartner waren übrigens auch zur Krönung eingeladen gewesen). Unter den von der Königin Empfangenen befanden sich die Sultane von Lahej, von Mukalla und von Kathiri. Die beiden ersten sind die Oberhäupter der politischen Einheiten, die als Vormacht des „Westlichen Protektorats“ (dies gilt von Lahej) und des „Östlichen Protektorats“ (dies gilt von Mukalla) eine Sonderstellung haben: es gibt im Protektorat unter den über 30 Machthabern 7 „Kanonenhäuptlinge“, also solche, für die Salut geschossen wird, aber nur die genannten beiden haben Anspruch auf 11 Schuß. Kathiri ist neben dem Quaiti-Sultanat in Mukalla der wichtigste Staat in der vielfach interessanten südarabischen Landschaft Hadramaut; seine Befriedung war besonders schwierig gewesen. Sollte sich, was manche annehmen, im Protektorat Aden gar Öl finden, so käme ihm noch eine neue, bedeutende Rolle zu. Aber dies hat sich bisher noch nicht erwiesen.

**Goa** Beim Kampf um den portugiesischen Kolonialbesitz in Indien handelt es sich um winzige Gebiete, und doch wird auf beiden Seiten viel aufgegeben. Die leitenden Staatsmänner hüben und drüben, Salazar in Portugal, Nehru in Indien, gehören zu den wenigen politischen Figuren von fast allgemeinem und uneingeschränktem internationalem Ansehen. Beide haben zu diesem Kampf das Wort ergriffen, der eben bisher nicht viel mehr ist als ein Kampf mit Worten. Beide haben bedeutende Reden zum Thema gehalten und dabei die größten Gesichtspunkte in die Waagschale geworfen, deren sich Staatsmänner bedienen. Zwei historische Zeitalter scheinen hier gegeneinander angetreten. Die Portugiesen waren es ja, die Indien für die westliche Welt entdeckten und, zum kleinsten Teil allerdings nur, auch eroberten. Sie sind hier die erste und eigentliche Kolonialmacht gewesen,

nicht ohne all jene schlimmen Begleitumstände, deren sich die Asiaten nur allzu deutlich erinnern. Daß sie hier durch andere Nationen verdrängt wurden, ist auch schon wieder einige Jahrhunderte her, und was sie als Besitz in Indien noch ihr eigen nennen, ist nur ein unscheinbarer Rest. Dabei haben sie um diesen Besitz nicht immer gekämpft, zum Teil haben sie ihn auch verschenkt. Ging doch Bombay als Heiratsgut für eine portugiesische Prinzessin einst dahin! Aber es ist wahr, daß stolze Namen der portugiesischen Geschichte, die über ihr Volk hinaus Klang haben, mit Goa verbunden sind. Das gilt von Franz Xavier, und es gilt von dem Dichter Camoës, der hier, von Macao zurückkehrend, einen bösen Strafprozeß endlich mit glücklichem Ausgang durchzumachen hatte. Erobert wurde Goa, das nicht schon mit den allerersten Geschehnissen nach der Entdeckung verknüpft ist, im Jahre 1510 durch Albuquerque. Nach wenigen Jahrzehnten sprach man von dem goldenen Goa, Goa dourada, und ein Hauch vom einstigen Glanz ist mit seinem Namen noch immer verbunden. Es wurde 1559 Sitz des portugiesischen Vizekönigs und des Erzbischofs für Indien. Die Blütezeit dauerte freilich nicht mehr als anderthalb Jahrhunderte, ja eigentlich begann der Verfall schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Der Regierungssitz wurde später, weil das Klima dazu zwang, von Alt-Goa wegverlegt, dessen großartige Ruine längst verlassen daliegt. Man zog stromabwärts nach Pangim oder Nova Goa. Mit 100 km Küstenanteil an der Westküste Vorderindiens, südlich von Bombay, bildet die Kolonie Goa ein kleines Dreieck, das aus dem riesigen Subkontinent herausgeschnitten ist. Einige vorgelagerte Inseln gehören dazu, im Ganzen sind es noch keine dreieinhalbtausend Kilometer. Portugiesisch-Indien, das den Indern so sehr ein Dorn im Auge ist, besteht noch aus einigen anderen Gebieten. Sie sind so unbedeutend, daß man meist Goa mit der Gesamtheit Portugiesisch-Indiens gleichsetzt. Auch diese anderen kolonialen Zwerggebilde sind Erinnerungen an eine große Vergangenheit, nur daß sie wirklich eigentlich nur noch Überbleibsel aus dieser Epoche sind. Das gilt von der Insel Diu, dem indischen Staat Saurashtra vorgelagert, die schon 1515 portugiesisch wurde und lange ein wichtiger Hafen war, bis dieser von Surat überflügelt wurde und verwahrloste. Es gilt auch von Damão (oder Damao), nördlich von Bombay gelegen und aus zwei voneinander getrennten Teilen bestehend. Im 16. Jahrhundert zweimal hart umstritten, einst ebenfalls ein ansehnlicher Hafen an der Mündung des Flusses Damanganga in den Golf von Cambay, spielt es heute als Umschlagplatz keine Rolle mehr und ist dazu noch eine Enklave in indischem Gebiet. Demgegenüber läßt sich mit Goa schon etwas anfangen. Hier wird in 500 Salzgärten Salz in beachtlicher Menge gewonnen. Vor 50 Jahren wurden bei Marmagao Manganerz-lager entdeckt, die jetzt von sechs Unternehmungen in 21 Erzgruben ausgebeutet werden. Marmagao ist übrigens ein ausgezeichneter Hafen. Auch Eisenerz kommt vor. In Sirigao, am Oberlauf des Flusses Mandovi, werden in einem ganz modernen, vollmechanisierten Betrieb im Tagebau nicht weniger als 900 Tonnen in der Stunde gefördert. Gerade dieses Unternehmen aber ist nicht eine portugiesische Kolonialleistung. Hier arbeitet vielmehr indisches und japanisches Kapital zusammen, und auch die Ingenieure gehören diesen beiden Völkern an. Die Arbeiter dort sind weitgehend ebenfalls aus der Republik Indien, deren Staatsangehörige überhaupt in Goa zahlreich sind. Sie machen wohl ein Sechstel der 600 000 Einwohner aus, gehören aber z. T. auch den wohlhabenden Schichten an. So gut wie alle reicheren Geschäftsleute sind Inder, die von den hier herrschenden günstigen Steuerverhältnissen Nutzen ziehen. Und doch kann Goa seine eigenen Kinder nicht ernähren. Es ist für den portugiesischen Staat haushaltsmäßig ein Zuschußbetrieb, wobei übrigens die Beamtenstellen nicht etwa angenehme Sinekuren



für Portugiesen darstellen, sondern bis auf wenige von Landeskindern besetzt sind. Goa ist auch trotz der neuerlich sehr angestiegenen Erzausfuhren ein Land mit passiver Handelsbilanz. Deshalb, aber nicht deshalb allein finden sich die Goa-Leute auch anderswo an den Rändern des Indischen Ozeans in großer Zahl, mehr oder minder überall dort, wohin sich überhaupt Inder — von denen sie sich aber doch in der Beurteilung durch die Außenwelt und durch ihr eigenes Bewußtsein abheben — als Auswanderer wenden, aber außerdem in den portugiesischen Kolonien in Afrika. Allein in Bombay sind es 80 000, in den Uferstaaten des Persischen Golfes 200 000, in Kenia und Uganda 30 000 u. s. f.

So sind es also nicht materielle Gründe, die Portugal seinen indischen Besitz so wertvoll machen, daß es sich wegen seiner Abtretung gar nicht erst (und darin liegt ein Unterschied zur Haltung, die Frankreich in ähnlicher Lage gegenüber Indien einnimmt) in Verhandlungen einlassen will. Kolonialismus hat in der Welt heute einen schlechten Klang. Salazar hatte in seiner grundlegenden Rundfunkrede (vom 12. 4. d. J.) den Mut, ihm gleichwohl das Wort zu reden, allerdings in dem veredelten Sinn, den ihm alle Kolonialmächte heute gern geben, und den man gerade aus dem Munde eines Portugiesen heute gern entgegennimmt. Denn es ist nun einmal unbestritten, daß Portugal es am allerbesten unter allen europäischen Staaten versteht, mit seinen Kolonien und seinen Staatsangehörigen farbiger Rasse fertig zu werden. Aber um Kolonien im alten Sinne soll es sich eben gar nicht handeln. Vielmehr ist nach dem Staatsrecht Portugals alles ein einheitliches Staatsgebiet, und es gibt nur überseeische Provinzen. Deshalb hätte auch eine Abtrennung eine andere, tiefergehende Bedeutung. Das ist freilich eine Konstruktion, die der Außenstehende nicht ohne weiteres annimmt. Von den Argumenten Indiens nimmt Salazar nur das eine ernst, die Furcht vor Neutralitätsverletzung. Indien macht ja geltend, daß Portugal, Mitglied des Nordatlantikpaktes, sein Gebiet in Goa zum Stützpunkt der USA machen könne und daß dann damit mittelbar für den indischen Subkontinent, also in erster Linie für die Republik Indien, eine Gefahr entstehe. Hier will Portugal feierliche Versicherungen geben. Aber gegen den alles niederreißenden Nationalismus, gegen die These, daß alles innerhalb Indiens im geographischen Sinne zur indischen Republik kommen muß, gibt es keinen Einwand; man kann solchen Nationalismus nur grundsätzlich ablehnen. Portugal ist zwar klein und schwach, aber sein trotz seines totalitären Systems gutes Ansehen im Westen, die allerdings schwache Konsultations-Bestimmung im Nordatlantikpakt und vor allem das direkte Schutzversprechen im uralten Bündnisvertrag mit England leisten ihm gewisse Hilfen. Indien hat wirtschaftliche Druckmittel wie etwa den Boykott der Eisenbahn im Goa-Gebiet, aber es könnte auch einmal energischer vorgehen. Dies wird voraussichtlich früher oder später einmal geschehen, vielleicht mit Hilfe des „Volkswillens“. Jedenfalls sitzt Indien am längeren Hebel.

### **Eine historische Entscheidung**

Die Entscheidung des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten, die in diesen Tagen gefällt wurde und die den staatlichen Zwang getrennter Schulen für weiße und schwarze Kinder aufhebt, ist in den siebzehn betroffenen Südstaaten der Union sehr verschieden aufgenommen worden. Aber auch hier wurde sie sofort als eine einschneidende Umwandlung des Lebens und eine Neuformulierung der Zukunft erkannt. Der in Rassenfragen bisher unerbittliche Süden ist sich darüber klar, daß mit dem Urteil im Falle „Brown gegen Board of Education“ unweigerlich ein neuer Entwicklungsabschnitt erreicht ist. Der

alte Grundsatz des früheren Richters am Supreme Court, Harlan, nach dem „die Verfassung farbenblind“ ist und „Klassenschichtungen zwischen den Bürgern weder anerkennt noch duldet“, ist nun bestätigt worden. Es war Harlan gewesen, der in dem berühmten Rechtsfall „Plessy gegen Ferguson“ im Jahre 1896 von den Kollegen im Obersten Gericht überstimmt worden war. Schon damals, als die Wunden des Bürgerkrieges in den Südstaaten noch keineswegs verheilt waren, hatte die Negerbevölkerung um die Anerkennung des 14. Amendments zur Verfassung, das den farbigen Bürgern der Staaten „gleichen Schutz der Gesetze“ garantierte, gekämpft. Das Gericht hatte daraus in der Schulfrage die Formel „getrennt, aber gleich“ abzuleiten versucht.

Diese Einstellung ist 58 Jahre in Kraft gewesen, bis jetzt die großen Bürgerverbände der Neger, voran die außerordentlich tätige „Nationale Vereinigung für den Fortschritt der farbigen Bevölkerung“ und so ausgezeichnete Anwälte wie der führende schwarze Rechtsanwalt Thurgood Marshall im Verein mit einer ganzen Schar weißer und farbiger Juristen den Umsturz dieser Doktrin erreichten. Sie hatten es mit einem Obersten Gerichtshof zu tun, der unter dem Vorsitz des von Eisenhower als Nachfolger des verstorbenen Oberstrichters Vinson ernannten ehemaligen Gouverneurs von Kalifornien, Earl Warren, stand. Warren gehörte so sehr zum liberalen Flügel der Republikanischen Partei, daß der frühere Präsident Truman einmal von ihm gesagt hat: „Warren ist ein Demokrat, schade, daß er das selbst nicht weiß.“ Die übrigen Richter, außer dem Richter Felix Frankfurter, haben sämtlich eine politische Laufbahn als Beruf hinter sich. Minton und Black waren Senatoren, die wesentlich im Auf- und Ausbau des New Deal wirksam gewesen sind. Jackson und Clark sind Justizminister gewesen, Burton war ebenfalls ein Senator, und Douglas war einer der intimsten Berater Roosevelts und ist ein durch und durch fortschrittlicher Pionier modernen sozialen Lebens. So war es an sich kein Wunder, daß das Urteil 9:0 zugunsten der Neger-Kläger ausfiel.

Trotzdem war es eine Sensation. Erstens, weil der Oberste Gerichtshof sich bewußt war, 17 Staaten in ihrer urenigsten Tradition herauszufordern, und zweitens, weil das Gericht in der Begründung das Juristische hinter das Soziale stellte. An sich nämlich ist die oben zitierte Wendung des 14. Amendments, die „equal protection“ für die farbige Bevölkerung, eine in der Zeit seiner Abfassung begründete, recht elastische Formulierung. Der Gerichtshof betonte durch seinen Sprecher Warren ausdrücklich, daß er mit den Anschauungen solcher berühmten Oberstrichter wie Holmes und Cardozo übereinstimme, nach denen die Verfassung nach Maßgabe ihrer Grundideen in der Auslegung entwickelt werden müsse. Das 14. Amendment könnte weder rein wörtlich nach seinem Text, noch nach seiner Begründung beurteilt werden, soweit diese ausgesprochen zeitbedingt waren. Als es verkündet wurde, war das gesamte öffentliche Schulwesen noch in den Kinderschuhen, auch für weiße Kinder, und die Negerbevölkerung war in ihren elementarsten Rechten beschnitten.

Der amerikanische Süden ist längst nicht mehr das, was die anti-amerikanischen Propagandisten aus ihm machen. Ganz abgesehen davon, daß er sich in der ungeheuren Umwälzung einer immer stärker um sich greifenden Industrialisierung befindet, ist ein Teil seines intellektuell führenden Elementes stark von liberalen Gedankengängen beeinflusst. Selbst die Gegner einer immer größeren Emanzipation der Negerbevölkerung — in den 17 Staaten wohnen zwei Drittel der 16 Millionen farbiger Amerikaner — haben im Innern längst eingesehen, daß die „inevitable justice“ (unvermeidbare Gerechtigkeit) eines Tages kommen mußte.

Am Morgen nach dem Gerichtsurteil hat Präsident Eisenhower die zuständigen Stellen im District of Columbia (das ist praktisch die Bundeshauptstadt Washington, die neben den 48 Staaten einen Spezialbezirk im territorialen Gefüge der USA bildet) befragt, ob sie nicht eine schnelle Auflösung des getrennten Schulsystems durchführen könnten. Offenbar glaubte der Präsident, daß ein solches Beispiel in der Hauptstadt, in deren öffentliche Schulen mehr farbige als weiße Kinder gehen, als ein Beispiel für den Süden wirken könnte. Im übrigen haben sich die meisten südstaatlichen Führer und Politiker sehr vorsichtig geäußert. Es wird natürlich alle möglichen Rechtsstreitigkeiten, Sabotageversuche usw. geben, aber die Negerführer selbst sind voller Zuversicht, daß das Urteil des Supreme Court allmählich überall erfüllt werden wird, es sei denn daß, wie sich der bekannte Negerführer Walter White äußerte, „absichtlich Unruhen angezettelt werden“.

Man rechnet damit, daß nach den für den Herbst in Aussicht gestellten Ausführungsbestimmungen des Gerichts, es rund drei Jahre dauern wird, bis die getrennten Volksschulen verschwunden sein werden. Der Grundstein zur Überwindung jener Zustände, die unter dem Namen des Jim-Crow-Systems die Vereinigten Staaten für eine feindselige Propaganda so verwundbar gemacht haben, ist jedenfalls gelegt. Und was den Süden anlangt, so werden die schrillen Kriegsrufe eines Herman Talmadge, Gouverneurs von Georgia, oder solcher führender Südstaaten-Politiker wie von James F. Byrnes, Gouverneurs von North Carolina, oder von Senatoren wie Eastland und Russell übertönt von denen des jungen Südens. So schreibt zum Beispiel die Studentenzeitung „Kernel“ der Universität von Kentucky: „So unwillkommen das auch manchen Südstaatlern sein mag, wir sind eben auf dem Weg, die in unserer Verfassung enthaltenen demokratischen Prinzipien Wirklichkeit werden zu lassen.“ Und im „Daily Tar Heel“ der Universität von North Carolina heißt es: „Die Zeit ist gekommen, persönliche Vorurteile und Diskriminierungsgelüste aufzugeben und praktische Demokratie zu üben.“ Das sind Stimmen des jungen Amerika. Es ist eines der besten Zeichen dieser Epoche, daß die höchste richterliche Instanz des Landes, der Supreme Court, gezeigt hat, daß auch seine Mitglieder im Herzen jung geblieben sind.

### **Blindheit oder böser Wille?**

Die deutsche „Life“-Sondernummer ist in Deutschland so schwer zu bekommen, daß viele Leser sie wohl nur aus den zum Teil außerordentlich kritischen Pressestimmen kennen dürften. Wenn man die umfangreiche Nummer selbst in die Hand bekommt, wird man sagen müssen, daß ein großer Teil dieser Angriffe auf einer Voraussetzung beruht, die unbewußt überhaupt zum Rüstzeug des gängigen anti-amerikanischen Ressentiments in Europa gehört: nämlich das oberste europäische Milieu mit dem durchschnittlichen oder unterdurchschnittlichen in Amerika zu vergleichen. Wenn man bedenkt, daß so eine „Life“-Nummer bestimmt ist, in die Hände von etwa 12 Millionen Amerikanern zu kommen, wird man erstaunt sein, wie viel und nicht wie wenig sie über Deutschland zu vermitteln weiß -- auch an Nuancen und komplizierten Tatbeständen. Allerdings wird man dann auch die Textseiten heranziehen müssen und nicht, wie es die meisten deutschen Kritiker getan haben, nur die Bilder, so eindrucksvoll deren technische Qualität auch ist. Man wird dann zugeben müssen, daß in einigen kurzen historischen Zeilen so schwierige Probleme wie die typisch deutsche Abstinenz der Gebildeten von der Politik, die Folgen der Konfessionsspaltung, der deutsche Sinn für Autorität und Tüchtigkeit bei



gleichzeitigem Mangel des Gleichgewichtssinnes, den der Angelsachse „Commonsense“ nennt, und andere komplizierte und heikle Dinge in einer durchaus diskutablen Weise behandelt werden. Der Leitartikel — wie immer bei „Life“ redaktionell nicht gezeichnet — verschweigt nicht, daß das amerikanische Publikum vor, während und nach dem Zweiten Weltkriege gute und gewichtige Gründe hatte, Deutschland mit Abneigung, wenn nicht mit Haß gegenüberzustehen, aber er führt in durchaus nüchterner Weise die Gründe an, die vielleicht heute Anlaß geben könnten, die Lage optimistischer zu beurteilen und an eine Sinnesänderung im deutschen Volk zu glauben. — Daß diese „Life“-Nummer gleichzeitig eine entsprechende Sinnesänderung bei den Amerikanern bewirken will oder auch eine solche ausdrückt (wenn man die Bedeutung der Luce-Blätter für die amerikanische Meinungsbildung richtig einschätzt), ist selbstverständlich, und es gehört schon eine große Portion Hämischkeit und Besserwisseri zu, das bei der Besprechung dieser Nummer als „Enthüllung“ zu bringen. Auch die Reaktion im außerdeutschen Europa, besonders in Frankreich, war in diesem Sinne bedauerlich. Wenn das amerikanische Publikum ein positiveres Deutschland-Bild hat oder gewinnt, so ist das vom europäischen (nicht nur vom deutschen) Standpunkt aus zu begrüßen, weil es dem bedrohlich um sich greifenden Neo-Isolationismus entgegenwirkt — auch wenn es dabei manchmal zu bedenklichem Über-Optimismus kommt. Die Amerikaner lieben nun einmal den Erfolg, bei sich und — was an sich eine positive Eigenschaft ist, von der man in Europa viel zu wenig findet — bei anderen. Gerade die Europäer, die von den Amerikanern die Geduld von Engeln und die Weisheit von Philosophen in der Beurteilung europäischer Schwächen verlangen, sollten dafür Verständnis haben. (Nachdenklich sollte sie zum mindesten die sowjetische Reaktion stimmen . . .)

Und das bringt uns zu der entscheidenden Frage, die diese „Life“-Nummer stellt (ohne daß irgendeiner ihrer deutschen Kritiker sie sich gestellt hätte!), nämlich der nach der Reziprozität. Man vergleiche diese Nummer einmal nicht mit einem gelehrten und literarisch wertvollen Compendium über Amerika, das es übrigens auch nicht gibt, sondern etwa mit einer Sonderausgabe einer deutschen Illustrierten mit Massenaufgabe! Erstens einmal gibt es sie nicht und wird sie voraussichtlich nicht geben, zweitens ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie um vieles schematischer und ungerechter ausfallen würde als diese Darstellung Deutschlands für den amerikanischen Durchschnittsleser, um so vieles nämlich, wie das Amerika-Bild des durchschnittlichen Europäers schematischer und ungerechter ist als das Europabild des durchschnittlichen Amerikaners.

Und das gilt schon vom Bildteil allein! Die Vorstellung vollends, daß eine deutsche Illustrierte einem breiteren Publikum einen seitenlangen, sehr differenzierten Artikel eines prominenten Publizisten und Politikers über Amerika zumuten könnte, ist einfach grotesk. „Life“ bietet aber genau das in Gestalt eines wohldurchdachten Artikels aus der Feder seines augenblicklich hervorragendsten Mitarbeiters Emmet Hughes, der bis vor kurzem zu den intimsten Beratern des Präsidenten Eisenhower gehörte. Hughes behandelt so delikate Themen wie die Rolle des 20. Juli in der deutschen Gegenwart und in eventuellen zukünftigen deutschen militärischen Einheiten, die Stagnierung der deutschen Gewerkschaften, das Problem von Demokratie und Opposition, das Verhältnis der Konfessionen zueinander und vieles andere mit Takt und Sachkenntnis.

Auch sonst werden in dieser Nummer negative Dinge, wie zum Beispiel das Wiederaufleben schlagender Verbindungen, nicht verheimlicht, aber das Entscheidende in ihrer Gesamtwertung ist nicht, ob sie „deutschfreundlich“

oder „deutschfeindlich“ ist, sondern ob sie mit den durch die Massenauflage und die phänomenale Fotografiertechnik gebotenen Möglichkeiten (und auferlegten Limitationen) dazu beiträgt, in Amerika eine bessere und gerechtere Beurteilung Deutschlands herbeizuführen. Nur die Deutschen, für welche die Geschichte im Jahre 1945 anfängt, und nur die Europäer, die glauben, daß Amerika seine Europapolitik fortsetzen werde und müsse — ganz gleichgültig, was Europa tut und unterläßt — können in diesem Sinne zu einem durchaus negativen Urteil kommen. Alle anderen können manches aussetzen, vieles vermissen (zum Beispiel irgendein Eingehen auf die zeitgenössische deutsche Literatur, den deutschen Katholizismus, eine Würdigung der Persönlichkeit zum Beispiel des Bundespräsidenten und nicht nur des Bundeskanzlers und Professor Ehrhardts, die diese Nummer, aber auch offenbar eben die Vorstellungen des Durchschnittsamerikaners beherrschen), aber sie werden die bloße Tatsache einer solchen Nummer als einen Gewinn buchen — für Deutschland wie für Europa.

### **Der Student in Volk und Staat**

Der Dritte Deutsche Studententag 1954 — in München vom 2. bis 5. Mai — stand unter dem Thema „Die Verantwortung des Studenten gegenüber Volk und Staat“. Dieses aktuell-politische Thema sollte — nach den Worten des ersten Vorsitzenden des Verbandes Deutscher Studentenschaften (VDS), Herbert Gasert — zur Besinnung führen, über der das Bekenntnis zu gemeinsamen Aufgaben und Zielen steht. Mag manches dieser großen Worte, die hier und anderwärts gesprochen wurden, vor dem Kleinkram des täglichen Lebenskampfes und der Mühe um Bewältigung aller Anforderungen des Studiums phraseologisch klingen — das Thema des Studententags war ernst gemeint und Vorträge und Diskussionen waren von dem echten Willen zur Besinnung getragen, aus dem allein erst ein Bekenntnis erwachsen kann.

Prof. Dr. Romano Guardini, einer der Referenten des Studententags, forderte eine Besinnung des Akademikers vor dem mörderischen Widersinn, in dem sich die gegenwärtige Wissenschaftssituation offenbare, die gleichzeitig dem Menschen die Wege zum Fortschritt öffne und die Mittel zur Zerstörung der Welt in die Hand gebe. Die Auseinandersetzung mit dieser Situation bilde die Existenzfrage der Wissenschaft und der Wissenschaftler, und es bestände Anlaß zum Zweifel, ob der Wille, die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu finden, im akademischen Gewissen noch wach und wirksam sei. Der Wille zum Unbedingten habe nachgelassen und aus diesem Nachlassen seien die Gefährdung und Bedrohung, das Krisenzeitalter und die Existenznot entstanden.

Es war nicht allein Guardini, der in seinem großartigen und mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag auf die Gefahren des Zwiespalts von Mensch und Wissenschaft hinwies und doch durch die Besinnung — er nannte sie eine hohe und edle Askese — eine Chance wies, die Werte der Menschheit zu bewahren. Auch Walter Dirks, Schriftleiter und Mitherausgeber der „Frankfurter Hefte“, und der greise Geheimrat Prof. Dr. Otto von Zwiadineck-Südenhorst verlangten in eindrücklichen Worten den Beitrag des Studenten zum wahren politischen Bewußtsein der Gesellschaft. Erst aus diesem Bewußtsein könne sich immer und immer wieder neu die Wahrheit des Ganzen integrieren, um das Ganze als das Wahre zu tragen. Der Frankfurter Ordinarius für Philosophie und Soziologie, Prof. Dr. Max Horkheimer, wandte sich gegen jede Isoliertheit und Resignation, die das Gegenteil geistiger Verantwortung bilde. Er verlangte Aufgeschlossenheit

und unbeirrbare Sachlichkeit von der jungen Akademikergeneration, wissenschaftliche Objektivität, Abstinenz von Werturteilen und vager Spekulation. In einer solchen Haltung liege das Pathos der akademischen Ausbildung und damit ihr humaner Sinn.

Immer wieder kam in diesen Referaten, ebenso in den anschließenden Diskussionen, die Gemeinschaft einer „Universitas“ zum Ausdruck, der Professoren und Studenten gleichermaßen verbunden sind. Die Wahrheitssuche des Studenten und die des akademischen Lehrers identisch zu sehen, sei nur zeitgerecht, war die übereinstimmende Aussage der Referenten. Der Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz, Prof. Dr. Hermann Heimpel (Göttingen), hatte in seinem Eröffnungs-Festvortrag „Schuld und Aufgabe der Universität“ — einer Auseinandersetzung mit der 1952 in Deutschland erschienenen Schrift „Schuld und Schuldigkeit der Universität“ des spanischen Philosophen José Ortega y Gasset — das vielschichtige Gebilde der Universität in Entwicklung und Bestand aufgezeigt. Heimpels wesentlichstes Anliegen war die Rechtfertigung der deutschen Hochschule in ihrer traditionellen Vereinigung von Lehre und Forschung, die freie wissenschaftliche Arbeit und die Verantwortung zur Freiheit. Denn — so lautete sein Schlußsatz: „Die Freiheit ist die eigentliche Schuldigkeit und die wahre Aufgabe der Universität.“

Die Teilnehmer des Studententags mühten sich redlich in den Diskussionen der Arbeitsgemeinschaften, zu all den Problemen Stellung zu nehmen, die in den Referaten und draußen im Studium aufgeworfen wurden. Nicht immer gelang es ihnen, zu den letzten Gründen vorzustoßen und sich selbst über Weg und Ziel klar zu werden. Aber immer wieder kristallisierte sich ein klares, vorbehaltloses „Ja!“ der deutschen Studenten zur unbedingten Verantwortung gegenüber Volk und Staat aus allem Reden und Diskutieren heraus — und das war nicht nur eine Geste der Zustimmung gegenüber den hohen Festrednern, dem Bundespräsidenten, dem Bundesinnenminister und anderen deutschen Staatsmännern, dieses „Ja“ war die echte Äußerung einer Erkenntnis, gewonnen auf einem harten Weg der Wahrheitssuche von 1945 bis heute, und gegeben als Bekenntnis zu Volk und Staat.

## 20 Jahre

### Wiener Library

Im Juli kann eine Sammlung, die einzig in ihrer Art ist und gerade in Deutschland besonderes Interesse verdient, das Jubiläum ihres 20jährigen Bestehens feiern: die Wiener Library in London. Sie trägt ihren Namen nicht nach der Stadt Wien, sondern nach dem Namen ihres Gründers und Leiters, Dr. Alfred Wiener. Im Juli 1934 erschien in Amsterdam erstmalig eine Monatszeitschrift mit dem Titel „The Wiener Library Bulletin“, in dem die „Reports of the Jewish Central Information Office“ enthalten waren. Diese Veröffentlichungen unterschieden sich grundsätzlich von allen andern durch Presseagenturen und zu Propagandazwecken gegründeten Organisationen, da sie ausschließlich Dokumentationen brachten, die für sich selbst eine überzeugende Sprache redeten und nur gelegentlich eines kurzen Kommentars bedurften. Dr. Alfred Wiener begann, unterstützt von klugen, energischen und sachkundigen Mitarbeitern eine opfervolle Arbeit. Der Zweck war, die freie Welt zu unterrichten durch authentische Informationen über die wahre Art des Naziregimes. Man darf nicht vergessen, daß damals die gesamte Welt und auch sehr viele Deutsche völlig unzureichend über den Geist oder besser Ungeist des Nationalsozialismus unterrichtet waren und infolgedessen die Gefahren nicht richtig einschätzen konnten. An dem Schicksal der deutschen



Juden als an dem hervorstechenden Musterbeispiel wurde zuerst der blutige Charakter des Regimes deutlich. Aber sehr bald erweiterte Dr. Wiener seine Sammlung und seine Tätigkeit für alle von den Nazis unterdrückten und verfolgten Menschen.

Ohne das in der Wiener Library gesammelte Material wäre das Erscheinen verschiedener höchst wichtiger Informationsschriften nicht möglich gewesen. So der Bücher von Alan Bullock, des Verfassers der ersten englischen Hitler-Biographie, J. W. Wheeler-Bennetts Buch mit dem Titel „The Nemesis of Power“, Gerald Reitlingers erschütternde Bilanz „The Final Solution“, d. h. die Endlösung der Judenfrage, und des Buches von Dr. L. de Jong über die deutsche fünfte Kolonne. Heute zählt die Wiener Library mehr als 40 000 Bücher und Broschüren, nicht zu vergessen die Unzahl von Zeitungsausschnitten, die zusammengefaßt eine Geschichte der grauenvollen Zeit darstellen, und z. T. die kompletten Jahrgänge des „Völkischen Beobachter“ und des „Stürmer“, also eine Quellensammlung, aus der jeder sich authentisch über die Geschehnisse im Dritten Reich und über seine Verbrechen unterrichten kann. In den „Wiener Library Bulletins“, die auch nach Beendigung des Krieges und dem totalen Zusammenbruch weiter erschienen, wird genauestens die heutige Entwicklung beobachtet und durch Kommentare, Buchbesprechungen und Übersichten erläutert. Es sind unanfechtbare Dokumente, geliefert von den Verbrechern selber, an deren Wahrheit kein Versuch einer Abschwächung oder Bagatellisierung etwas ändern kann. Hier sprudeln die schmutzigen Wasser einer unvorstellbaren, unmaskierten Gesinnungslumperei — begleitet von den Stimmen derer, die im Namen der Menschlichkeit zu sprechen berufen sind.

Das Haus am Manchester Square in London, das die Wiener Library beherbergt, erfüllt einen doppelten Zweck. Einmal bietet sie ein an keinem Platze so vollständig versammeltes Material für jeden Politiker und Historiker durch eine geschichtliche Dokumentation über den Nationalsozialismus und den Faschismus überhaupt. Zum andern ertönt ein ständiger Warnruf gegen die nichtbeseitigte Gefahr faschistischer Tendenzen in Deutschland und in der ganzen Welt. Es ist im Tiefsten aufrüttelnd, an Hand der Dokumente festzustellen, welcher Selbsterniedrigung der deutsche Geist fähig gewesen ist. Man kann diese Dinge nicht ohne die tiefste Beschämung verarbeiten. Denn selbst einem Augenzeugen, der sie mit erlitten hat, ist noch vieles neu. So ist dieses Institut ein dauerndes Mahnmal, alles zu tun, um wenigstens im Kleinen etwas von dem schreienden Unrecht wieder gut zu machen, das im Namen unseres Volkes begangen worden ist. Zum andern ist es ein Trost und eine Hoffnung, daß in der Sammlung der Wiener Library nicht die Dokumente fehlen, in denen der Widerstandswille und der Kampf des andern Deutschland gegen die blutige Tyrannei festgehalten sind.

Wie groß auch heute die Gefahr des Wiederauflebens des Nazismus und Faschismus ist, auch dafür bietet das „Bulletin“ authentische Beweise. Man kann jede beliebige Nummer des Bulletins zur Hand nehmen, um aus der Liste der heutigen nationalistischen Veröffentlichungen zu entnehmen, wie planvoll die faschistische und antisemitische Internationale auch heute noch zusammenarbeiten. Die Wiener Library bietet ein glücklicherweise von vielen auch gerade jungen Menschen benutztes Arsenal im Kampf für Freiheit, Recht und Menschenwürde. Die hier zu gewinnenden Waffen können in hervorragendem Maße dazu dienen, gerade der deutschen Jugend die brüderliche Gesinnung für alle Menschen zu lehren, ihr Gewissen zu schärfen ebenso wie ihre Aufmerksamkeit auf die gefährlichen faschistischen Tendenzen zu lenken. Es wäre eine lohnende Aufgabe für die Regierung der Bundesrepublik und alle Jugendorganisationen, regelmäßige Kurse in der

Wiener Library zu veranstalten. Wer den um die echte Humanitas verdienten Dr. Alfred Wiener persönlich kennt, weiß, daß er bei seiner Arbeit nicht daran denkt, die Sünden der Väter an den Kindern heimzusuchen, sondern die Hoffnung nährt, daß er mithelfen kann, das Gefühl für eine neue und echte Freiheit gerade in der deutschen Jugend zu stärken. Es ist die Pflicht jedes freiheitlich gesinnten Menschen, Dr. Alfred Wiener und seinen Mitarbeitern zu danken für das bisher Geleistete und ihre Arbeit mit allen Kräften zu unterstützen.

### **Hochzeit zwischen Dichtung und Kritik**

Die niedersächsische Landeshauptstadt Hannover hat beim Wiederaufbau ihres Stadtkerns ihr schönes altes backsteingotisches Rathaus zum „Hochzeitsrathaus“ erklärt. In den hellen festlichen Räumen, die man darin ausgebaut hat, wird man heute wie künftig viele Lebensbündnisse besiegeln. So erschien es als ein gutes Vorzeichen, daß man gerade dorthin im zweiten Drittel Mai, dem wahren Hochzeitsmonat, die Mitglieder der *Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung* zu ihrer Frühjahrstagung zusammen mit namhaften Literaturkritikern eingeladen hatte. Quasi zu einer Hochzeit zwischen Dichtung und Kritik. Schon die Tischkarten verhiessen ein inniges Nebeneinander von Schaffenden und Rezensenten. Das dichtgedrängte Menü sah als Hauptgang „Kritik der Kritik“ vor. Das allerdings klang nicht gerade nach Familienfest oder bräutlicher Zärtlichkeit, sondern eher nach der Stimmung, wie sie bei einer Erbteilung zu herrschen pflegt. Hermann Kasack, der Präsident, dem es durch sein persönliches Ansehen und kluge Umsicht gelungen ist, die schwelende Mißstimmung früherer Jahre unter den Mitgliedern nahezu ganz zu beseitigen, hatte sich wohlweislich für das Ausgangsreferat den Stuttgarter Literarhistoriker Professor Fritz Martini verschrieben. Dieser konnte, da er nicht zur Akademie gehört, gleichsam als Neutraler den heiklen Gegenstand zumindest sine ira behandeln. Sine studio tat er's natürlich nicht, denn dazu wäre auch sein eigenes kritisches Wirken nicht die rechte Voraussetzung gewesen. Triumph und Leidensgeschichte der deutschen Kritik von Lessings Tagen an — das war der historische Beginn. Aber nicht allzu lange verweilte Martini in der Geschichte. Über Börne und Friedrich Theodor Vischer — seinen großen Vorgänger auf dem Stuttgarter Lehrstuhl — stieß er bald zu einer Analyse der gegenwärtigen Kritik in Deutschland vor, deren Verfall, nach Borchardt und Hofmannsthal erschreckend offenkundig geworden, doch viel weiter zurück seine Wurzeln hat. Bereits die feuilletonistische Kritik des Jahrhundertendes hatte sich, in artistischer Absicht, vom Künstler und vom Kunstwerk selbst abgekehrt und sich dem Publikum zugewendet. Die Neigung, voreilig jeden Modernismus zu bejahren, noch bevor dieser seine Lebensfähigkeit erwiesen, mußte zu einem unfruchtbaren Wettlauf mit den Erscheinungen der Kunst führen und schließlich alle sicheren Maßstäbe verlorengehen lassen. So hat die heutige Kritik weitgehend keine Ziele mehr, sondern nur noch Vokabeln. Sie will alles sein, ohne etwas ganz zu sein. Ihre kollektivistische Struktur läßt sie zu einem willfähigen Opfer der wechselnden literarischen Marktgesetze werden. Die konformistischen Tendenzen unserer Nachkriegszeit tun ein übriges, um alle unbeeinflusste Meinungsbildung zu ertöten.

Die höchst angreifbare, aber in Deutschland anscheinend unausrottbar verwurzelte Meinung, Kunstwerke hätten die Offenbarung von Weltanschauungen zu sein, trägt vollends dazu bei, daß auch deren Kritik von außerkünstlerischen „Gesinnungs“-Maßstäben bestimmt wird. Im ganzen ein

höchst beklagenswertes, vielleicht etwas allzu trübe gezeichnetes Bild, das Martini vor denen entrollte, die sich getroffen fühlen mußten und es auch sollten.

Provokatorische Überspitzung jedoch ist nicht der schlechteste Ansatzpunkt für eine Diskussion. Und so hatte Erich Franzen, der an Stelle des verhinderten Willy Haas aus Hamburg die Aussprache leitete, einiges zu tun, um Rede und Widerspruch beim Gang der Handlung zu halten. An einem von Martini nicht ohne Absicht in das Gespräch gebrachten Begriff, dem der „Schönheit“ nämlich, entzündete sich das Für und Wider besonders nachhaltig. Dieses als antiquiert geltende Wort, das man in Verbindung mit Kunst heute nur noch schämig errötend gebraucht, sollte — so hieß es — wieder zu einem Kriterium werden. Doch diese Forderung blieb von der Seite der Praxis nicht unwidersprochen. Karl Korn, Frankfurt, trat in temperamentvoller Weise dafür ein, über durchaus aner kennenswerten ästhetischen Postulaten nicht die realen Verhältnisse in der Frontlinie der täglichen Pressearbeit zu übersehen. Dort führten in vielen Fällen der Inseratenhunger der Tageszeitungen und verlegerisches Managertum dazu, daß den Herausgebern die Literaturseiten förmlich abgetrotzt werden mußten, und es sei kein Wunder, daß dabei ein neues Buch nicht so sehr als Ausdruck des „Schönen“, sondern als Literatur-„Produkt“ und damit als eine Art Ware angesehen werde. Bei der heutigen Schwemme an Gedrucktem werde der Pressekritiker gegen seinen Willen zwangsläufig zum Vermittler. Diesen Gedanken nahm auch Korns Kollege Süskind auf, als er die Literaturkritik der Tagespresse eine „Aufbereitung“ von Neuerscheinungen für den Leser nannte und ihr damit nur einen begrenzten kritischen Wert zuerkannte. Die Tatsache eines solchen Zustandes enthebe aber den Kritiker nicht seiner Verantwortung. Allein in der Auswahl liege oft schon eine mögliche Form der Wertung. Werner Bergengruen und Fritz Usinger stellten an die Kritik die Forderung, daß der Autor aus ihren Ergebnissen praktische Hinweise für sein Handwerk holen können müsse. Dagegen erhoben sich, vor allem aus der Schar der Autoren, begründete Bedenken: gerade in den Positionen des Dichters und des Kritikers zeichne sich der Dualismus von schöpferischem und erkennendem Geist am klarsten ab. Wilhelm Lehmann, der aus maßvoller Altersweisheit auf das Richteramt des Kritikers hingewiesen hatte, fand schließlich das klärende Wort, daß alle wesentliche Kritik ihr Ziel in der Erkenntnis der Werkabsicht sehen müsse.

Die Diskussion des Nachmittags versuchte nach zwei Kurzreferaten von Süskind und Korn eine Typologie des Kritikers zu geben, der zugleich schöpferischer Autor ist. Korn erwies sich — im Gegensatz zu Süskind — als recht skeptisch gegenüber solcher Doppelrolle, weil zur Kritik außer dem pädagogischen Eros ein extravertiertes Temperament gehöre, was dem schöpferischen Autor nur selten gegeben sei. Die Vermassungstendenzen in der heutigen Kritik seien nur die unausbleibliche Antwort auf ähnlich geartete Vermassungserscheinungen in der Literatur. In der lebhaften, teilweise ausufernden Diskussion ließ sich hierfür weder eine reinliche Scheidung noch eine gemeinsame Basis finden, so daß endlich nur das eine unbestritten blieb, daß man, um die Qualität eines Kuchens beurteilen zu können, nicht gerade Bäcker gelernt haben muß.

Hatten am Vor- und Nachmittag die „extravertierten“ Kritiker als anklägerische Angeklagte am lebhaftesten agiert, so war der Abend in der gedämpfteren Akustik des NWDR-Sendesaales den „introvertierten“ Dichtern vorbehalten. Mit Front zum Publikum und den Mikrofonen unterhielten sie sich unter Hermann Kasacks Vorsitz darüber, ob die Aufgabe der



Gegenwartsliteratur Trost oder Beunruhigung sei. Günther Birkenfeld aus dem beunruhigenden Berlin und Werner Bergengruen aus dem tröstlichen Zürich nahmen durchaus nicht so eindeutig antithetisch die Rollen an, die ihnen das Programm zugedacht zu haben schien. Die „Beunruhigung“ erwies sich als zu geringe, zu flache Wirkung aus einem echten Kunstwerk, das durch „Erschütterung“ zur Wahrheit hinleiten will. Bergengruen, der zum Schluß mit Schiller (aber eher heiter als pathetisch) die Muse anrief, hatte zuvor Tröstung als Programm für die dichterische Arbeit nachdrücklich verworfen. Aber er hatte den vielen ungelösten Fragen dieses Abends die eine umfassend deutende Antwort gegeben, daß Dichtung unabhängig von ihren Inhalten durch ihren bloßen Fortbestand in unserer mechanistischen Welt, als ein Agens des Menschlichen, bereits ein starkes Element des Trostes sei. Damit schien vieles von der hektischen Überbewertung der aktuellen deutschen Situation, der man in einzelnen Entwürfen und Gesprächen begegnet war, viel auch von dem hiezulande selbst im Bereich des Geistes wahnhaft verbreiteten Vertrauen in Planung, Regeln und Ordnung, sinnvoll aufgehoben, aufgehoben in dem Doppelsinn, der diesem Wort eigen ist. Die Tagung ließ deutlich werden, wieweit die Akademie in ihrer heutigen Gestalt gewillt ist, auch Fragen der publizistischen Praxis lebensnah aufzugreifen, zu erörtern und zu ihrem Teil einer Lösung näherzubringen.

**Erik Reger** Am 10. Mai ist Erik Reger in Wien, kurz vor dem Beginn der Tagung des Internationalen Presseinstituts, dessen Vorstandsmitglied er war, einem Herzschlag erlegen. Auch in ihm müssen wir ein Opfer der unseligen Zeit sehen, die denen, die in der Front stehen, mehr Arbeit, mehr Sorgen, mehr Verpflichtungen aufbürdet, als Kraft und Gesundheit zu tragen in der Lage sind. Reger, der am 8. 9. 1893 in Bendorf geboren ist, erhielt für seinen ersten Roman „Union der festen Hand“, einen Roman der Industrie des Ruhrgebiets, den Kleist-Preis, und damit war er als Schriftsteller arriviert. Seine scharfe Gesellschaftskritik setzte er im zweiten Roman „Das wachsame Hähnchen“ fort. Im Jahre 1945 veröffentlichte er noch ein weiteres Buch erzählender Art: „Urbans Erzählbuch“.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches übernahm Erik Reger im September 1945 die Chefredaktion und die Mitherausgeberschaft der in Berlin neu erscheinenden Zeitung „Der Tagesspiegel“. Erik Reger kann für sich in Anspruch nehmen, früher als andere Kollegen und Schriftsteller die tödliche Gefahr des östlichen Totalitarismus ebenso erkannt zu haben wie die Unmöglichkeit irgendeiner echten Zusammenarbeit mit den Menschen, die sich an das totalitäre System verloren hatten. Klar sah er die Grundverlogenheit aller Versuche, zu einer Scheingemeinsamkeit zu kommen. Er kämpfte, selber illusionslos, gegen die Leichtgläubigkeit, die an ein Zusammengehen mit dem Osten und seinen deutschen Satelliten so gerne glauben wollte. Den Kampf dagegen hat er mit einer Unbedingtheit geführt, die auch dem Gegner Achtung abnötigen mußte. Neben Ernst Reuter stand er in der vordersten Linie des Kampfes um Berlin. Reger war keine einfache Natur. Eigenwillig, hart und herb führte er seinen Kampf und verschmähte dabei jedes Werben um Beliebtheit — selbst bei den Kollegen — wie auch jegliches Haschen nach Sensationseffekten. Vielen war er unbequem. Seine Person und sein Wirken aber gehören in die Geschichte des Kampfes um die Rettung Berlins und der gesamten freien Welt.

## Faraone

### *Die Geschichte eines Experiments*

Er schrieb sich Bouterwek, doch er selber sprach seinen Namen Bautenweg aus, die Leute von Malotta nannten ihn einfach „Barone“ oder, wenn er es nicht hörte, „anima matta“. In dem weißen Küstenstädtchen war er seit Jahren der treuste Sommergast. Er stand mit den ersten Badekabinen, sobald sie wie Pilze über Nacht aufgeschossen waren, auf dem Sand und ging erst wieder, wenn am Himmel die Fische aufgingen und das vom Schirokko aufgewühlte Meer die karstige Küste weiß säumte und im Wogengalopp donnernd anging. Die übrige Zeit des Jahres verbrachte er auf Reisen und zuckte von Stadt zu Stadt mit der Unruhe einer Wasser Spinne hin und her, und der Aufenthalt in Malotta, das mit seinen amphitheatralisch an den Felsen hingestreuten Häusern aufs Meer schaute, war dann seine Erholung.

Die Leute von Malotta, neugierig wie Gottes Tagediebe es sind, wollten gern wissen, womit sich der Barone die Zeit vertreibe, und der deutschsprechende Kellner im Hotel konnte darüber Auskunft geben: er las fast täglich Bouterweks Tagebücher, so gut er konnte, wenn der Barone seine Wagenfahrt mit „Faraone“ machte. Ja, der Barone ging die Nacht im Zimmer umher und schrieb in ein Heft, was er über „Faraone“ und seinen Sohn Vito und dessen unglückliche Liebe Angelina dachte, die Vito nicht heiraten konnte, weil der Vater, der Faraone, es nicht wollte. Was bedurfte es noch eines weiteren Beweises, daß er eine Anima matta war — ein leicht Verrückter! Er sah auch in den Augen der Leute seltsam genug aus: in seinem stets tadellos weißen Anzug war er schon von fern zu erkennen. Schmal, hochgeschossen und von der Seite her gesehen wirklich wie ein „wandelnder Wegweiser“ wirkend — so nannte er sich selber häufig in seinen Tagebüchern — war Bouterwek das geradezu ausgedachte Gegenteil zum Faraone, dem wohlbeleibten Schenkwirt, der ein hübsches Kutschwägelchen besaß und den Barone fast jeden Nachmittag auf der Küstenstraße zwischen Meer und Felswänden spazierenfuhr. Die Leute wußten alle, was diese Fahrt bezweckte, und darum lachten sie, wenn sie das seltsame Paar erblickten: Bouterwek hatte gleich beim ersten Male sich mit seinem Kutscher gezankt, und jedes Jahr und auf jeder Fahrt zankte er sich von neuem. Der gesunde Siebziger, dessen weißen Schnurrbart Bouterwek in seinem Tagebuch mit „raublüsternen Möwenschwingen“ verglich, regte ihn auf, so wie er ihn nur erblickte, er war für ihn wie eine Wunde, die er nicht geheilt wissen wollte, weil ihn der Juckreiz zu ständiger Reibung antrieb — und Faraone, dem übrigens Bouterwek diesen Spitznamen beigelegt hatte, nahm diese Partnerschaft mit der harmlosen Eitelkeit eines Halbwilden auf. Immerhin, der verrückte Fremde war

ein Signore, und mit ihm sich zu zanken bedeutete eine Ehre. Und Faraone war in den Wortgefechten sogar voll Geschick bedacht, nie zu weit zu gehen, aber durch die Blume konnte er es ihm schon geben, ein kräftiges Peitschenknallen bei der Abfahrt, bei dem Bouterwek jedesmal zurückfuhr, bildete den Auftakt.



Zeichnung: Hans Beck

„Laß das dumme Geknalle, alter Prahlhans!“ Und dann folgte ein noch kräftigerer Knall. „Mach dich nicht so breit auf dem Bock mit deinem ranzigen Fett!“ Dann konnte Faraone sich so halb umblicken, das linke Schnurrbartende ragte elfenbeingelb in den blauen Himmel:

„Setzt Euch etwas mehr nach links, Barone!“ und Faraone lüftete nur ein wenig das Gesäß und saß noch breiter da.

„Ich werde übrigens dafür sorgen, daß auf den Knoblauch eine Konsumsteuer kommt!“

„Knoblauch hält jung, Barone, ich rat Euch täglich nüchtern eine ganze Zwiebel!“

„Ah, laß nur, es kommt schon der Tag, da mich Vito fährt, verstehst du?“

Damit war das Gespräch auf den Punkt gekommen, wo es heftig wurde. Und dann hatte jedes Wort ein geheimnisvolles Gefälle zu diesem einen Thema, das sich nachgerade bestimmte Redewendungen geschaffen hatte, die immer wiederkehrten.

„Bilde dir nur nicht ein, du alte Regenbütte, daß deine Kraft noch ein paar Sommer aushält!“

„Na, Barone, ich würde noch Eure Kinder fahren, wenn Ihr welche hättet!“

„Auf deinen Haufen brauchst du nicht stolz zu sein, der Hengst da vorn hat ihrer mehr als du!“

„Aber das ist doch ein Wallach, wissen Sie nicht, was das ist? Ich dagegen — ich habe genau zehn Kinder — zehn mehr als der Wallach, alle



am Leben geblieben!“ Und Faraone legte die Peitsche auf die Knie und spreizte die Hände, ohne sich umzublicken, neben seinen Ohren.

„Und deinen ältesten Sohn läßt du nicht heiraten“, keifte Bouterwek, und es folgte die stereotype Strafpredigt über die Härte des Alten gegen Angelina und Vito, und der Faraone blickte wie ein gescholtener Tyrann vor sich gegen die Felswände — und zum Schluß sagte er dann etwa achselzuckend:

„Glauben Sie mir, Barone, ich habe meine Frau geheiratet, ohne meinen Vater zu fragen, aber der Vito ist nicht so wie ich — und so soll er's auch nicht tun dürfen!“ Und er knallte mit der Peitsche und nannte Angelina ein nacktes, dummes Schaf und Vito einen beschnittenen Esel.

Faraone hatte Vito in der Zange: entweder läßt du die Angelina oder die Schenke. Durch Faraones redlichen und sauberen Wein war die Schenke eine Goldgrube geworden, da man in Malotta überall nur „christlichen“, wie Faraone sagte, nämlich getauften Wein ausschenkte.

Daß sich Bouterwek für Vitos unglückliche Liebe so einsetzte, und von Jahr zu Jahr heftiger, das war ganz Malotta bekannt; man lächelte darüber, witzelte und fand es auch unschicklich von diesem Fremden, sich in Familiendinge einzumischen, das galt in Malotta als ein Gipfel von Taktlosigkeit. Bouterwek hatte in seiner Eigenschaft als „wandelnder Wegweiser“ in Vito, wie er glaubte, nicht so sehr einen Schüler als einen günstigen Versuchsfall entdeckt, um im ganz Kleinen zu beweisen, daß das Leben wirklich und ausschließlich vom Willen zur Macht bestimmt wurde. Und wenn sich Bouterwek etwas vorgenommen hatte, blieb er dabei. Der traurige, vor den Korbflaschen in der Schenke stehende Vito war ihm gleich bei dem ersten Besuch aufgefallen. Und auch der Faraone, der damals noch der dicke Giovanni hieß, wie er mit den Bäuerchen an dem weinverkrusteten Tisch saß und Karten spielte. Sooft der Vater rief, kam Vito mit dem Litermaß; aber nicht einmal das Geld durfte er einkassieren, das machte Faraone: Vito zeigte auf den Gast hin, und der Vater schob den Hut in den Nacken, legte die Karten hin, erhob sich langsam, kassierte, grüßte und ging wieder zu seinen Spielern, die ihn geduldig erwarteten. Das mußte Bouterwek auffallen. Doch dieser Vito, der in seines Vaters Schenke den Kellner spielte, gefiel ihm zunächst gar nicht, er hänselte ihn sogar gelegentlich, aber Vito schien in seiner Traurigkeit wie entrückt.

Faraone schloß abends ziemlich zeitig, er wollte nichts mit den Carabinieri zu schaffen haben, und kein Gast wagte zu zaudern, wenn er freundlich und bestimmt über die Köpfe weg sein „Gute Nacht“ befahl. Sogar Bouterwek gehorchte, und darum ging er stets eine Viertelstunde früher, damit sein Kutscher ihm nichts kommandieren könnte. Faraone blieb stets an der Tür stehen, bis Vito hinaus war, und schloß dann ab, steckte den Schlüssel ein, gab Vito den gleichmütigen Gutenachtwunsch jeden Abend ebenso gleichmütig zurück und ging mit behaglichem Gähnen langsam nach Hause. Der Alte wohnte, seit seine Frau gestorben war, allein in seinem ziemlich großen Hause, das am Ende des Städtchens lag. Vito wohnte mit den jüngsten Brüdern bei einer verheirateten Schwester. Manchmal traf er auf dem Heimweg noch Bouterweks hellen Anzug auf

der Straße; der Philosoph betrachtete die Sterne und das Meer und sprach laut mit sich selber — und dann war er froh, Vito zu sehen. Er hänselte ihn, nannte ihn „Faraones Kellner und Fußsack“, oder „artiges Häschen“, bis Vito einmal auffuhr:

„Nun ja, der Alte soll aber nicht vergessen, daß er wie ein Kork auf der Flasche sitzt, und wenn der Wein gärt — nicht wahr, Signor Barone?“

Damals war Vito wirklich ein gärender Wein gewesen. Aber jahrelang kann kein Wein gären — und Vito hätte, wäre in dieser Nacht nicht Bouterwek neben ihm gewesen, vielleicht schon übers Jahr ein anderes Mädchen genommen, eines mit Mitgift und Aussteuer, und Faraone wäre zufrieden gewesen. Aber dieser bildhafte Ausspruch des damals noch kaum dreißigjährigen Vito rief Bouterwek sozusagen als philosophischen Fechtmeister und Sekundanten in diesem Duell zwischen Vater und Sohn auf den Plan. Und in dieser Mondnacht unter dem weichen Schattengesprenkel der Oliven, unter denen sie durch die Felsschlucht dahinschritten, begann die erste Lektion in der Lehre des Willens zur Macht, Lektionen, die sich in Bouterweks periodischer Abwesenheit sogar brieflich durch volle vier Jahre hinzogen. Den Leuten, die von dieser, wie sie sagten: Freundschaft erfuhren, blieb dies skurrile Verhältnis von Lehrer und Schüler in einem halb mysteriösen Dunkel verborgen. Sie konnten auch nicht wissen, und der heimliche Leser über den Bouterwekschen Tagebüchern konnte es nicht einmal aus diesen säuberlich ziselierten Buchstaben herausfinden, was für ein Sinn in Sätzen steckte wie etwa in solchen: „Nicht nur in sich das philosophische Beispiel züchten, sondern die andern züchtigen durch das Bei-Spiel — das Schauspiel! Ich habe ihn Pharaon genannt, ich setzte auf seine sieben fetten die sieben mageren Jahre! Heißt es nicht: ‚Wer ein Ziel hat und einen Erben, der will den Tod zur rechten Zeit für Ziel und Erben?‘ — aber dieser Alte will seinen Erben beerben! — Ich jedoch gehe der Sache auf den Grund! Und mit den Gewissenhaften des Geistes spreche ich: ‚Was liegt daran, ob ihr Grund groß oder klein ist, eine Handbreit Grund, darauf kann man stehen. In der rechten Wissen-Gewissenshaft gibt es nichts Großes und Kleines! Ich fühle mich berufen, das zu beweisen, was der Lehrer lehrte. Der Beweis aber in der Materie des Menschen ist das Experiment! Laßt uns beginnen, die Allzuvielen wie die Elemente zu mischen, um unsern Hauptsatz zu beweisen. Was schert mich Vito und Angelina und ihre Liebe! Ich will sie kämpfen sehen, den Alten und den Jungen — und der Junge soll ihn erdrücken, sein Lebenswille soll den Alten wie unsichtbare Schlangen umschlingen, Faraone soll die Luft ausgehen!“

Der Kellner verlor schon im zweiten Sommer, er hatte eine Liebschaft begonnen, die Lust an dieser heimlichen Lektüre. Aber Bouterwek führte seine Tagebücher mit dem gleichmütigen Eifer der Ameisen fort, die immer, ob er sie nun beobachtete oder nicht, um seinen Schreibtisch sich sammelten. Er putzte sie fort, schlug sie mit der Fliegenklatsche tot, versengte sie mit Zeitungsfidibussen über der Tür, wo sie unter der Holzverschalung ihren Bau hatten, und dabei keuchte er:

„Ha, ihr von der Sippschaft der Allzuvielen! Feuer und Tod! Gewimmelvolk, zurück in den Kreislauf! Ihr vollendet Eindeutigen, lang-

weilig seid ihr. Mich interessiert der Mensch und sein Weg zur Eindeutigkeit! Stört mich nicht, ich schreibe die Geschichte eines Experimentes!“

Und hier im nächtlichen Kampf mit dem geflügelten Regen der Ameisen auf dem Papier trug er jeden Sommer alle Phasen der vermeintlichen Entwicklung des Kampfes zwischen Vater und Sohn und vor allem Vitos Fortschritte in der Lehre vom Willen zur Macht ein. Zwischen langen theoretischen Erwägungen standen Sätze wie diese: „Ich glaube, sein träger Gang ist federnder geworden. Das Gefühl der Sünde hing wie Bleisohlen an ihm. Ich verglich seine Instinkte mit Terrassen, die von einem Erdrutsch verschüttet wurden. Aufräumarbeit! Vorurteile sind Steine! Fort damit! Auf den Grund kommen, auf den trächtigen Grund: die gute, unverdorbene Natur! — Heute mittag sagte Vito, er könne sogar wieder lachen, wenn der Alte tot wäre — lachen, wie beim Schlachtfest! — Ich tadelte seine Ausdrucksweise als ungebärdig — aber ich freue mich, er fängt an zu verstehen. Gestern abend kassierte er sogar selber und brachte das Geld dem Alten!“ — „Ich habe Vito einen Hut gekauft, der dem des Vaters genau gleicht. Er trägt ihn so in den Nacken geschoben wie der Alte. Der Effekt war großartig! Faraone zog den Hut in die Stirn, als er Vito so erblickte, und sagte: ‚Um hier den Padrone zu machen, dazu gehört mehr als ein Hut!‘ Er weiß also, worum es geht, der pffiffige Alte!“

Aber jedes Jahr, wenn Bouterwek nach Malotta zurückkehrte, war er enttäuscht über Vitos „Rückfall in das Vegetieren der Knechtschaft“. Er versuchte im dritten Jahr, Vito auf eindeutige Weise gegen den Vater aufzuhetzen, einmal hieß er ihn sogar, dem Faraone ein Glas Aquavit in den Wein zu mischen, um ihn betrunken zu machen; aber Bouterwek mußte aus dem Winkel der Schenke zusehen, wie Faraone den Wein ruhig austrank und dann nachschmeckend sagte:

„Entweder bin ich besoffen oder der Wein“, wie nichts geschah, gar nichts, nur daß Faraones Faust fester mit den Karten auf den Tisch herabsauste. Der wandelnde Wegweiser konnte dieses Jahr nicht von Malotta fort, er wollte eine Entscheidung erzwingen: Faraone mußte weichen, mußte Vito die Erlaubnis zur Heirat geben und darüber hinaus sogar — ja er mußte zu Kreuze kriechen, etwa krank und elend werden, ein alter Mann, der in der Ecke saß, ein Viertelchen mit zitteriger Hand trank und Vito beim Kassieren zusah! Dann wäre Bouterwek mit einem Gefühl



Zeichnung: Hans Beck



der Erleichterung abgereist, einfach weil das Experiment stimmte, denn er war wie alle gewissenhaften Theoretiker im Grunde des Herzens doch unsicher, und so wollte er vom Leben für seine Lehrsätze Beweise haben. Und daß dieses Individuum Vito sich gegen den Vater nicht durchsetzte, „sich nicht rücksichtslos selbstverwirklichen“ wollte, ließ ihn ängstlich werden. „Ein gültiger Beweis darf keine Lücke aufweisen“, vermerkte er in seinem Tagebuch. „Diese Kaninchenseele hat mir gestern Manie vorgeworfen, ‚ma Voi avete una mania‘, sagte er, als ich ihm riet, dem Alten den Schnurrbart bei Nacht abzuschneiden, welch ein Anblick! Die Macht sitzt, wie man weiß, oft in den Haaren — der Lächerliche hat die Macht verloren. Aber noch hat er Angst.“

Diesen Rat hatte er Vito am Abend gegeben, als er mit ihm in der Schenke allein war. Faraone war auf Weinkauf aus, es war im späten Oktober. Faraone hatte, wenn er vom Weinkauf zurückkam, jedesmal ebenso sicher einen Rausch, wie er das ganze Jahr jeden Abend sein bestimmtes Maß trank, ohne daß es ihm etwas anhaben konnte.

Am andern Tag nun vernahm Bouterwek die Nachricht, der alte Faraone sei in seinem einsamen Haus im Bett erschlagen worden, Vito hatte ihn, als der Alte gegen zehn Uhr morgens nicht erschienen war, in seinem Hause gesucht und schon kalt und verblutet vorgefunden. Die ganze Barschaft des Alten fehlte, aber das machte Bouterwek nicht irre: Vito war der Mörder. Und so reiste er, nachdem er das Faktum in seinem Tagebuch vermerkt und Vito einen „plumpen Tölpel“ und „elenden Stümper“ genannt hatte, in einer solchen Eile ab, daß die Carabinieri eine Stunde später im Hotel erschienen — aber man versicherte ihnen, das Hotel sei wie üblich nachts abgeschlossen gewesen und der Baron habe wie immer seinen nächtlichen Spaziergang im Zimmer gemacht und seiner Ameisenjagd obgelegen. Und man lachte in Malotta über die Carabinieri ebensowohl wie über die Vorstellung, den Baron mit einer Axt zu Faraone schleichen zu sehen. Im übrigen war das Städtchen über die ruchlose Tat empört, denn Faraone war wegen seiner Ehrlichkeit im Wein und im Kartenspiel und überhaupt in allen Dingen hochgeschätzt, wenn man auch jetzt fand, daß auf einen so groben Klotz ein so grober Keil paßte.

Und Vito war nun, da das Hindernis beseitigt war, genötigt, Angelina zu heiraten. Er war über die neue Sachlage ein wenig verstört, denn der „schwarze Strickstrumpf“, wie Bouterwek seinem Schüler gegenüber das wartende und durch Jahre immerzu mit erregten Bewegungen strickende Mädchen genannt hatte, der „schwarze Strickstrumpf“ war ihm mittlerweile ziemlich gleichgültig geworden. Aber sie redete ihm gut zu und weinte auch, und da machte man denn Hochzeit.

Prompt im nächsten Jahr, noch vor den ersten Badekabinen, stand der weiße Anzug Bouterweks wieder auf dem Strand. Und als er am gleichen Abend in Vitos Schenke erschien, kam auch Angelina, ihn zu begrüßen. Sie glaubte, dem Baron zur Dankbarkeit verpflichtet zu sein, weil er ihr Vitos Liebe durch drei Jahre erhalten habe. Sie sagte das zwar nicht, aber sie lächelte auf diese unterwürfige Weise. Bouterwek sah, sie war bereits schwanger, und so sagte er, Vito fixierend:

„Und der Strickstrumpf hatte so schnell einen Stopfpilz nötig!“ Angelina verstand nicht und ging nach Wein, Vito lächelte halb ablehnend, halb gleichgültig, doch nicht zu sehr, denn er war sicher, daß Bouterwek nun täglich mit seinem Kutschwagen spazierenfahren werde. Außerdem, da Faraone tot war, so dachte Vito, ließe ihn der Mann mit seinen Lebensgesetzen nun gewiß in Frieden. Doch der fing gleich wieder an, und sogar noch unverständlicher als früher: nun ja, es habe sich, wenn auch spät, so doch um so deutlicher herausgestellt, daß Druck Gegendruck erzeuge. Er kam sogar wieder auf den Korken auf der Flasche zu sprechen — o er vergesse nichts! — das seien nun so viele Jahre her! Wer hätte das gedacht! Diese duckmäusige Miene stehe ihm übrigens ausgezeichnet. Ja, sieh an, das Kaninchen habe Krallen! — Bouterwek blickte sich darauf zu den Nachbartischen um, nichts hatte sich verändert, man spielte wie früher Karten, nur Faraone fehlte; er dämpfte seine Stimme: „Nicht, daß du glaubst, ich könnte solche Stümperei billigen! Und solche plumpe Gewaltsamkeit entstammt stets der Stümperei. Die Selbstverwirklichung des Individuums hat sich, wenn auch bedingungslos und um jeden Preis, innerhalb der Spielregeln des Gesetzes zu vollziehen. Empörung, ja, aber nicht Formlosigkeit!“

Vitos Gesicht bekam einen besorgten Ausdruck, er bückte sich lauschend wie zu einem, der im Fieber redet. Er glaubte schließlich, der Baron habe schon anderswo getrunken und sei nicht klar im Kopf. „Ich verstehe nicht, wirklich nicht, Barone!“ Sieh einer diese Mimikry an, diese List, diese Reglosigkeit. Die Waffen der grünen Baumschlange! Ei, ei! Fast möcht ich dich doch trotz allem loben!“

Später, als alle gegangen waren, kam Vito wieder an Bouterweks Tisch. Der saß dort, wie immer weiß und still, die weitaufgerissenen blauen Augen wie Himmelslöcher über die leeren Tische gerichtet, über welchen der Tabaksqualm der soeben verschwundenen Gäste wie ein Nebel aufstieg. Der zweite Liter stand geleert vor ihm, manchmal zog ein Lächeln um seine schmalen Lippen hin, er sah vor sich, neben der Marke der Bierfirma, die den Spiegel aufgehängt hatte, er sah es und glaubte, es sei listig, sein Lächeln und voll verschwiegene Verstehens, doch es war nur traurig, eine Regung des Mundes im einsamen Selbstgespräch. Er wischte sich über das Gesicht, das Markenschild der Bierfirma störte ihn in seinem Spiegelbild, und er rückte schließlich den Stuhl auf die Seite. Da kam Vito: man müsse nun Feierabend machen, die Carabinieri hätten wenig zu tun, darum seien sie ständig auf der Lauer, wenn man nicht auf den Uhrschlag schliesse. Angelina grüßte und ging. Bouterwek blieb ruhig sitzen. Er lächelte aufs neue. Ah — er habe Angst vor den Carabinieri! Kein Wunder! Aber er solle ihm doch einmal den ganzen Vorgang erzählen! „Welchen?“ Vito blickte unruhig zur Uhr über der Tür. Bouterwek trank sein Glas leer und schob Vito die Literflasche hin mit herrischer Bewegung. Der gehorchte kopfschüttelnd, doch schaltete er alle Lichter bis auf ein kleines aus, als er mit dem Wein zurückkam. „Recht so, Trauerbeleuchtung für Faraone! Und nun erzähl mir genau, wie's ging! Mich gehen die Carabinieri nichts an, ich bin kein Denunziant! Verstehst du! Natürlich auch kein Hehler! Aber ich will auf jeden Fall wissen, wie das

möglich war, das mit Faraone.“ — Bouterwek riß die Augen noch weiter auf, und da setzte sich Vito, er war ebenso höflich rücksichtsvoll wie müde. „Sie meinen die Unglücksnacht, Barone“, und Vito gähnte. Und plötzlich ließ er die Hand vor dem Mund sinken und starrte Bouterwek an und lächelte bitter: „Hat man Ihnen etwas gesagt?“ „Was gesagt?“ „Daß die Carabinieri im Hotel ein paar Stunden nach Ihrer Abreise nach Ihnen fragten? Die dummen Kerle hatten wirklich einen Verdacht auf Sie geworfen — auf Sie, ja, weil Sie sich stets mit Faraone zankten und dann derartig schnell abreisten!“

Bouterwek lehnte sich zuerst über diese Unterstellung empört gegen die Stuhllehne, er errötete sogar und fuhr dann los: „Diese Idioten — sieht ihnen ähnlich! Und dich lassen sie laufen!“ Bouterwek lachte und klatschte sich aufs Knie.

„Nun ja, wer sollte auch mich verdächtigen, ich bin ja schließlich sein Sohn!“ Vito ließ traurig und müde sein Gesicht hängen, und fast hätte Bouterwek über diesen, wie er glaubte, Gipfel von impertinenter Verstellungskunst losgelacht, als Vito, in dieser Stellung gedankenvoller Müdigkeit auf dem Stuhl hängend, den Kopf schüttelte und zugleich ein neues Gähnen zerkaute, und so begann er mit noch mauzender Stimme: „Ja, jetzt ist er schon ein Jahr tot! Und der Kerl ist immer noch nicht gefunden! Und das Geld ist fort! Es war ein schönes Sümmchen. Aber das Schlimmste ist doch, daß er fort ist! Na, die Carabinieri sollen mir ruhig ein Protokoll machen heute abend, ich trinke auch noch einen Schluck! Auf meinen Alten! Prost!“ Er stürzte das Glas hinab. „Red nicht“, fuhr Bouterwek leise dazwischen, „sag, wie es war!“ Diese Worte drangen wie gedämpfte Schläge auf Vito ein, der putzte sich den Mund ab und starrte vor sich hin. „Wie es war? Wenn ich es genau wüßte! Ich gäbe etwas darum!“ Er nippte jetzt nachdenklich an seinem großen Glase, schob den Hut in den Nacken, rieb sich sodann die Stirn und schüttelte den Kopf. „Er war so fröhlich diesen Abend, der Alte. Er trommelte uns, als er von den Bergen kam, aus dem Bett. Das Kind meiner Schwester bekam gerade Zähne, und da waren wir noch wach, es war schon sicher zwei Uhr. Er kam herauf, trank noch einen Liter, erzählte von dem guten Weinkauf, ließ sich das schreiende Kind bringen, legte es vor sich auf den Tisch, gab ihm seinen Schnurrbart zum Spielen, machte mit dem Mund auf seinem Bauch solche Trompetentöne — bis der Kleine lachte —.“ Vito wurde plötzlich still und nickte traurig.

„Weiter — weiter — nur keine Sentimentalitäten, mein wildes Kainchen!“

Vito schien nicht zu hören. „Ja — der Faraone — und dann sagte er: ‚Vito, Vito — mach voran, heirate, heirate irgend etwas — sogar das nackte Schaf, wenn du willst, ich will noch deinen Sohn so in der Hand haben, du bist ja doch ein Dickkopf, noch schlimmer als ich!‘ — Und er stieß mit mir an!“

Vito hatte wieder jenen verlorenen, traurigen Blick, mit dem er zu Lebzeiten des Vaters hinter der Theke hervor in irgendeine Ecke starrte.

Bouterwek räusperte sich grimmig. — „Und dann — dann — du kommst mir nicht daran vorbei, Freundchen!“



„Ja — und dann — der kleine Luigi war wirklich ruhig geworden, er hatte noch Faraones Schnurrbart fest in der Hand und wollte ihn nicht wieder loslassen. Der Alte war stolz und lachte! Zuerst wollte er den Kleinen mitnehmen. Hätte er ihn doch mitgenommen, vielleicht wäre das Scheusal nicht so mutig gewesen, wenn er die beiden — den Alten mit seinem Enkel — so angetroffen hätte! Faraone hatte die Kinder so gern!“ Vitos Stimme war wie ein Boot leise schwankend näher gekommen, nun saß sie fest, er räusperte sich. Ein Gemüsegewagen fuhr durch die Nacht, die Hufe klatschten auf der Asphaltstraße, die Glöckchen im Geschirr töteten im Takt, und das Pferd schnaubte genau an der Tür, als wollte es eintreten. Vito fuhr, von dem nahen Schnauben im Rücken geweckt, aus seinem gebückten Dasitzen auf. Bouterwek sagte: „Es ist nichts, weiter!“ „Ich wäre beinahe mit ihm gegangen in dieser Nacht“, sagte Vito folgsam, „ich wollte ihn noch fragen, ob das sein Ernst sei, das wegen Angelina, ich wollte ihm sogar sagen, wenn er die Angelina nicht möchte, er soll mir eine andere Frau vorschlagen. Ich hing an ihm — in dieser Nacht — wie der Luigino. Aber er sagte nur barsch: wir sollten alle ins Bett, er finde schon allein nach Hause, die paar Schritt. Und ich legte mich ins Bett und schlief, bis der Luigino wieder zu weinen anfang, meine Schwester war so müde, und ihr Mann hatte immer so einen tiefen Schlaf. Und da ging ich zu dem Kleinen — aber ich konnte ihn nicht beruhigen, der Faraone, der konnte das!“ Vito hatte, die Arme nach rückwärts gelehnt, die Ecken der Stuhllehne umschlungen, so saß er, halb hängend, wie angebunden da und starrte vor sich auf die rötlichen Fliesen.

Bouterwek saß steif, die Augen noch eine Weile weit aufgerissen, unverwandt den Schweigenden anstarrend, hinter dem Tisch, dann senkte auch er die Lider, als wäre er plötzlich müde geworden.

Es klopfte an der Tür, und jemand sagte: „Beim Faraone ist noch Licht.“ Vito regte sich zuerst nicht, und als die Carabinieri nun öffneten und eintraten, zwei junge Leute mit wichtigen Gesichtern, zeigte er mit der Stirn auf Bouterwek: „Der Signor Barone ist schuld, ich wollte schon vor einer halben Stunde schließen.“

Da stand Bouterwek steif und unsicher auf, zückte seine Brieftasche und fragte, ob man die Strafe nicht gleich in bar bezahlen könnte. Die beiden wehrten verlegen lächelnd ab — und da ging Bouterwek, ohne sich umzublicken, hinaus. Und so sagte er, als spräche er mit dem Nachtwind: „Beim Faraone ist noch Licht.“

Und die zwei Carabinieri und Vito blickten sich aufmerksam lauschend an, als sie dies Lachen vernahmen: es trieb hell und fast kindlich klingend vom Wind in Fetzen gerissen in die Nacht.

Daß der Barone am andern Morgen heimlich abgereist war, nahm ihm Vito für übel, und er begriff nicht, warum der Baron darauf verzichtet hatte, so wie einst mit Faraone nun auch mit ihm im Kutschwägelchen spazierenzufahren und sich auf die gleiche ergötzliche Weise zu zanken.

## Die Geschichte mit Valetti

### *Erzählung*

Im Haus ihrer Tante mußte sie vor den Gästen mit Valetti, ihrem Lehrer an der Schauspielschule, eine Pantomime „Orpheus und Eurydike“ spielen.

Das Kinderzimmer diente als Garderobe. Wera stellte einen Handspiegel in ein Regal, das mit durcheinandergeworfenen Spielsachen vollgepfropft war, setzte sich auf einen Schemel und schminkte sich. Sie trug ein weißes, an einer Seite geschlitztes Gewand und hatte an den Füßen Tanzschuhe, deren schwarze Bänder ihre Knöchel umspannten. Während sie die Augenbrauen nachzog, sah sie durch den Spiegel Valetti im schwarzen Trikot hinter sich ins Zimmer kommen. Er fragte: „Sind Sie so weit?“ Man hörte nebenan die Gäste durcheinandersprechen, ein verworrenes Geräusch, das Wera beunruhigte. Valetti hatte sein Gesicht in eine bleiche Maske mit einem dünnen Lippenstrich verwandelt, während er in Wirklichkeit einen großen Mund hatte; eine Kerbe im Kinn trat deutlich hervor, und seine Augen glitzerten unter zusammengewachsenen Brauen. Wera fiel auf, daß er auch heute seinen Ehering trug; sie dachte: das ist komisch.

Dann die Pantomime auf der kleinen Bühne. In ihrem weißen Kleid drehte sie sich spröde und stolz vor dem schwarzen Valetti, der die Hände nach ihr ausstreckte und sich gequält wand, um Wera, die von einer Schlange tödlich gebissen worden war, aus dem Schattenreich zurückzuholen. Er spielte seine sehnstüchtige Liebe gut. Und Wera lächelte kühl, und bei jedem Schritt war im geschlitzten Kleid ihr nacktes Knie zu sehen, aber das merkte ja Valetti nicht. Sie fürchtete, die Bretter könnten unter ihr zusammenbrechen.

Nachher, als Wein gereicht wurde, stand sie mit ihrem Vater abseits von den übrigen Gästen. Sie stieß mit ihm an und sagte mit rauher Stimme, denn von der heißen Bühnenluft war ihr die Kehle ausgetrocknet: „Ich hab’ gesehen, wie du gegrinst hast. Es muß für dich ja auch grotesk gewesen sein, deine Tochter mit einem Mann auf der Bühne zu sehen, von dem du weißt, daß sie ihn liebt. Und er mußte sich in Liebesqualen vor ihr winden, während er sie in Wirklichkeit zurückstößt und wie den letzten Dreck behandelt.“

„Ja, du hast ein bißchen gehemmt gespielt.“

„Das beweist, daß ich keine gute Schauspielerin bin, nicht wahr?“

Nun wurde eine alte Frau im Rollstuhl in den Saal gefahren, eine reiche Gönnerin der Schauspielschule. Sie sprach mit Valetti, der Wera ein Zeichen machte, um sie herbeizurufen. Sie trat neben die Frau, die ihr Mumiengesicht zu einem schiefen Lächeln verzog und sagte: „Ihr habt es

gut gemacht. Und, nicht wahr, im Leben seid ihr auch ein Liebespaar?“

Später, als sie mit ihrem Vater allein in einer Bar saß, erzählte sie ihm diese Worte und lachte laut darüber. Der Vater sah sie von der Seite an. Dann sagte er: „Jetzt trinkst du aber nichts mehr.“

„Gut. Ich tue immer, was du sagst“, antwortete Wera. Und beim Weggehen meinte der Vater: „Helfen kann ich dir natürlich auch nicht.“

„Keine Angst, man kommt darüber weg. Wenn der Valetti nur nicht so verflucht edel wäre, ich meine jetzt, in puncto ehelicher Treue. So ein Esel. Da wärest du anders, was?“

„Wer kann über seinen Schatten springen?“ fragte der Vater.

Wera meinte, jetzt lächle er richtig diplomatisch, und fügte hinzu: „Du weißt heute, was an solchen Gefühlen dran ist, und daß sie nicht viel taugen. Aber dahinter kommt man eben erst viel später.“

Sie versuchte immer, sich während der ganzen Affäre genau zu beobachten und sich klarzumachen, wie es um sie stand. Anmerken ließ sie sich nichts, und außer ihrem Vater wußte niemand davon; aber sie stellte fest, daß sie jetzt manchmal, wenn nicht gerade unzurechnungsfähig, so doch mindestens häufig geistesabwesend war und nicht ganz mit der Wirklichkeit zurechtkam.

Einmal besichtigte man mit der Schauspielschule das Opernhaus, schaute die Bühne, den Schnürboden und die Garderoben an und stieg zuletzt auch auf das Dach hinaus, um den Blick über die Stadt zu genießen; dabei mußte man über eine enge Wendeltreppe zu einer Dachluke emporsteigen. Hinter Wera kam Frau Irene Valetti, eine hübsche, schwarzhaarige und lustige Person, die, als ihr Wera die Hand entgegenstreckte, um ihr aus der Luke herauszuhelfen, sagte:



Zeichnung: Hans Beck



„Ach, das ist aber nett von Ihnen. Ausgerechnet zu mir sind Sie so freundlich?“

Wera runzelte die Stirn und dachte: Wer zieht mich ans Licht heraus?

Frau Valetti sah sie an, als habe sie Mitleid mit ihr, und drum hätte ihr Wera am liebsten ins Gesicht geschlagen, obwohl sie wußte, daß Irene Valetti eine bewundernswerte Frau war. Sie mußte das zugeben, wünschte aber im stillen, daß sie ein sanftes, langweiliges Täubchen sei. Es war sehr schade. Aber als man später in der Schauspielschule einen Aufsatz über „Werthers Leiden“ machen mußte, rächte sich Wera, indem sie schrieb, sie könne es nicht verstehen, daß Werther auf ein solch sanftes Täubchen wie Lotte hereingefallen sei, und drum geschehe es ihm recht, daß er sich habe erschießen müssen. Valetti las ihren Aufsatz der Klasse vor, manchmal lachten die Burschen und Mädchen, und zum Schluß sagte einer, man wisse nicht, wie dieser Aufsatz gemeint sei, ob komisch oder ernst. Valetti schaute zu Wera hinüber, die erstaunt sagte: „Ernst natürlich. Daß ihr das nicht gemerkt habt, wundert mich. Vielleicht seid ihr zu dumm dazu?“ Sie machte dabei eine entrüstete Miene, und schließlich lachte auch Valetti.

Trotzdem blieb ein beklemmendes Gefühl zurück. Wera redete von nun an nicht mehr freimütig mit den andern, wurde schweigsam und reagierte bitter auf besorgte Fragen aus dem Freundeskreis. Nimm dich doch zusammen, sagte sie zu sich selbst, wenn sie bemerkte, wie man sich kopfschüttelnd von ihr abwandte, spürte aber bald, daß ihr das nicht mehr recht gelingen wollte.

Sie spielte dann in „Clavigo“ die Rolle der Marie, die von ihrem Geliebten zugrunde gerichtet wird. Man probte im verwilderten Garten der Pension „Elvira“, wo Valetti wohnte. Es war ein heißer Sommernachmittag, und die Zuschauer — Leute aus der Pension, ein Schriftsteller mit grauen Haaren und einem überzüchteten, schmalen Gesicht, in dem eine Hakennase und ein abwesendes Lächeln auffielen, eine Pianistin mit Ponyfrisur, dicklich und quicklebendig, sowie eine etwas müde Dame mit zerzausten Locken, die, auf einem altmodisch weißlackierten Eisenstuhle sitzend, die Stirn in die Hand stützte und die Augen meistens schloß — sie alle hatten es sich unter den Schauspielschülern im Gras bequem gemacht, während Wera mit Valetti probte. Sie hatte weiße Tennisschuhe an und bewegte sich auf einem kiesbestreuten, von hohen Bäumen überhangenen Platz wie eine Schlafwandlerin und schaute kaum auf; ihre Blicke gingen ins Leere, und wenn sie beim Sprechen die Arme bewegte, war's, als rede sie mit einem Unsichtbaren. Nachher meinte der alte Schriftsteller, der sich im Gras ausgestreckt hatte und mit einer jungen Katze spielte, Fräulein Jordan gehöre wohl zu den Schauspielerinnen, die immer nur sich selber spielten; das sei ein großes Plus, schließe aber wohl auch eine gewisse Gefahr in sich, der Fräulein Jordan allerdings leicht entgehen könne, weil sie ja vielerlei Menschen in sich verberge. Ob sich das übrigens nicht bei jedermann so verhalte? Na ja... Und der Mann lächelte und streichelte seine Katze.

Wera kam es vor, als wisse hier jeder, daß sie Valetti liebte. Irene Valetti brachte ein Tablett mit Gläsern und einem Krug Zitronenlimonade in den Garten und verteilte Strohhalme. „Danke“, sagte Wera, „ich brauche keinen. Damit geht es mir zu langsam“, und Frau Valetti fragte: „Muß es denn immer schnell gehen?“

„Machen Sie sich doch nicht immerzu über mich lustig!“ fuhr es Wera heraus.

Nachher saß sie allein in einem Café und ließ sich vom Kellner einen Bleistift und eine Postkarte bringen. Sie hatte sich in die hinterste Ecke gesetzt und sah sich nun nach allen Seiten um, ob man ihr beim Schreiben nicht zusehen konnte. Dann kritzelte sie rasch die Worte: „Verehrte Frau, Ihrem Gatten läuft eine Achtzehnjährige nach, und er liebt sie jeden zweiten Tag im Hotel ‚König von Ungarn‘ — eine Wohlmeinende“ auf die Karte und adressierte sie an Irene Valetti. Die Unterlippe vorgeschoben und den nackten Ellbogen auf die Tischplatte gestützt, die unter einer Glasplatte mit lustigen Bleistiftkritzeleien bekannter Künstler der Vergangenheit geschmückt war, betrachtete sie dann ihr Werk und dachte: Wer weiß, vielleicht tut Frau Valetti so, als hätte sie meine Karte nie bekommen, und läßt mich einmal zu sich ein? —

„Ich erwarte Sie heute abend im Stadtpark hinter den früheren Hofburg-Stallungen, die jetzt zu Garagen umgebaut sind. Sie wissen doch, wo das ist? Na schön . . .“ sagte Valetti am nächsten Tag nach dem pantomimischen Kurs zu ihr, wo Vera zur allgemeinen Erheiterung — und auch Valetti hatte in das Gelächter mit eingestimmt — ein Mädchen unter der Dusche dargestellt hatte. „Ach, Fräulein Jordan, zeigen Sie uns doch bitte mal, was man alles mit dem Körper ausdrücken kann“, hatte Valetti gesagt, und so prüfte sie denn auf der kleinen Bühne zuerst mit den Fingerspitzen ein unsichtbares, von oben herabrieselndes Wasser, zuckte dann zurück, schraubte es kühler, wand sich wohligh und versuchte immer wieder eine bestimmte Stelle zwischen den Schulterblättern mit der Seife zu erreichen, bis sie ihr aus der Hand rutschte.

So unterhielt sie alle, und Valetti, dieser Filou, bestellte sie dafür in die einsamste Gegend des Stadtparks, wo sie sich am Abend bereits eine Viertelstunde früher einfand, als die Wiesen im Schmuck blühender Gräser stäubten. In der Ferne ragte ein zerstörter Tempel im griechischen Stil wie eine erstarrte Hand auf. Wera war etwas betäubt, zwang sich aber, alles scharf zu sehen, und ging, einen Finger an die Lippen gepreßt, in einen schmalen Seitenpfad hinein, der vor einer Backsteinmauer endigte. Sie hörte jemand kommen, schaute aber nicht zur Seite, sondern sah die Backsteinmauer an. Als Valetti neben ihr stand, sagte sie: „Haben Sie einen Bleistift dabei?“

Er gab ihr seinen silbernen Drehbleistift, und sie fing an, ein Gesicht mit langen Haaren und großen dunklen Augen auf eines der roten Vierecke zu zeichnen, aus denen sich die Mauer zusammensetzte. Den Mund ließ sie weg, und Valetti sagte: „Hier fehlt etwas.“ Er deutete auf die Stelle, aber Wera schüttelte den Kopf. Dann zeigte er ihr die Karte, die sie gestern im Café geschrieben hatte, und fragte: „Ist das von Ihnen?“

Sie nickte.

„Sie sind die niederträchtigste Person, die mir jemals begegnet ist“, sagte er. Wera nickte wieder und kitzelte nun einen Vogel, der mit gespreizten Schwingen unter einem schweren Fuß am Boden lag, auf die Mauer, zeichnete auch noch weiter, als Valetti gegangen war, und nahm den Bleistift mit nach Hause. Am nächsten Vormittag gab sie ihn Valetti vor allen anderen zurück und sagte laut:

„Das haben Sie gestern bei mir liegen lassen.“

Damit war es aus.

### SCHLAFLIED FÜR DANIEL

Wir fahren durch Deutschland, mein Kind.  
Und es ist Nacht.  
Die Scheiben klirren im Wind,  
da sind die Toten erwacht,

die Toten von Auschwitz, mein Sohn.  
Du weißt es nicht  
und träumst von Sternschnupp und Mohn  
und Sonn und Mondgesicht.

Wir fahren durch Deutschland, mein Kind.  
Und es ist Nacht.  
Die Toten stöhnen im Wind:  
viel Menschen sind umgebracht.

Du darfst nicht schlafen, mein Sohn,  
und träumen von seliger Pracht.  
Sieh doch! Es leuchtet der Mohn  
wie Blut so rot in der Nacht.

Wir fahren durch Deutschland, mein Kind.  
Und es ist Nacht.  
Die Toten klagen im Wind —  
und niemand ist aufgewacht . . .

*Siegfried Einstein*



# THEATER-RUNDSCHAU

## Theater in Ost-Berlin

Als aus den mühselig und unter Entbehrungen, aber mit um so größerem Enthusiasmus gesammelten Groschen der deutschen Arbeiterschaft am 14. September 1913 der Grundstein zur Berliner Volksbühne gelegt und die „Volksbühne am Bülowplatz“ am 7. Januar 1915 eröffnet wurde, ahnte niemand, daß dieser schönste Theaterbau Berlins einst eine Stätte der faschistischen Kulturbarbarei, daß er im Grauen eines mörderischen Krieges vernichtet und schließlich — wiedererstanden — zur politischen Tribüne des menschenfeindlichen Bolschewismus degradiert werden würde.

Die Wiedereröffnung des Theaters der deutschen Arbeiterschaft unter dem Namen „Volksbühne am Luxemburgplatz“ am 21. April 1954 sollte zu einem Akt politischer Propaganda der kommunistischen Machthaber in Ost-Berlin werden. In Anwesenheit der obersten „Regierungsmitglieder“ des verhaßten Pankower Regimes, das „die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen“ scheinheilig bekämpft und sie gleichzeitig mit drakonischen Repressalien gegen die Bevölkerung der Sowjetzone immer mehr vertieft, erwies sich Schillers „Wilhelm Tell“, als „feierlicher Beginn“ gedacht, in der Wiedergabe des Intendanten Fritz Wisten als ein fehlgeschlagener politischer Auftakt. Der regieführende zweifache Nationalpreisträger Wisten zertrümmerte aus Angst, er könnte mit dieser Aufführung ideologisch schief liegen und das Ärgernis seiner wohlwollenden Auftraggeber erregen, mit unfehlbarer Sicherheit die von der Freiheit des Menschen kündende Dichtung Schillers.

Hatte noch in der Festschrift, die anläßlich dieses „künstlerischen Ereignisses“ erschien, der sogenannte

Ministerpräsident Otto Grotewohl geschrieben: „Die Volksbühne soll zeigen, welche Kraft den deutschen Menschen in ihrem Kampf um die Einheit Deutschlands aus der Pflege ihrer Muttersprache erwächst“, so bewies die Aufführung, daß „der hohe ideale Flug der Schillerschen Gedanken“, der sich in dessen Sprache offenbart, in keiner Szene spürbar wurde und völlig fehlte. Trotz der vorherigen Ankündigung des Regisseurs, die Erhaltung von Schillers Sprachkraft in der Aufführung zu betonen, versank „der Glanz, das Feuer des Schillerschen Gedichtes“, eben von der Sprache her entfacht und getragen, in dumpfer Monotonie. So wurde Schillers „Wilhelm Tell“, den „die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik“ sich in der wiedererrichteten Berliner Volksbühne als einen politischen Schlachtruf gegen die „Bedroher ihrer Existenz“ gedacht hatte, zu einem erstklassigen Leichenbegängnis für einen der größten deutschen Humanisten, Friedrich Schiller.

Nach dem ersten Schock und der Bestürzung, hervorgerufen durch die offensichtlich mißlungene Aufführung bei den „Werk tätigen“, von denen vereinzelte Gruppen im Oberang des Theaters der „feierlichen Wiedereröffnung“ ihrer Volksbühne beiwohnen durften, erhoben sich trotz der ideologischen Ausrichtung und scharfen Zensur der Presse einzelne Stimmen des Protestes und der Empörung. Einige Tage später, nachdem die kommunistischen Menschheitsbeglucker vor dem Werk Schillers durchgefallen waren, erschienen die Rezensionen über „diese würdige Volksbühneneröffnung“ und über die vorher mit Posaunen angekündigte Inszenierung von Schillers „Tell“. In diesen „kritischen und selbstkriti-

schen Auseinandersetzungen“ waren die Sätze zu lesen: „An dieser Inszenierung spürt man, wie versucht wurde, mit Schiller ‚zurechtzukommen‘. Es ist unsinnig, mit kleinlichen Klugscheißereien an dem Werk unserer Titanen herumzudoktern. Die dramaturgische Bearbeitung ging in der Befangenheit vor der Idee Schillers bis zu peinlichen Beckmessereien.“ Das Organ des Zentralkomitees der SED, „Neues Deutschland“, schrieb: „Es entstand der Eindruck einer historischen Rückläufigkeit, ein düsterer Primitivismus.“

Mit rücksichtsloser und brutaler Gewalt wurde der von Freiheitsliebe und Humanismus erfüllte Schiller in der Ost-Berliner Volksbühne erschlagen und damit die „ew'gen Rechte“ des Menschen, die, wie der Dichter in seinem „Wilhelm Tell“ verkündet, „droben hangen unveräußerlich“, begraben. Der Rüttschwur, Höhepunkt dieser flammenden Dichtung, unterstrich diese beschämende Tatsache, wurde zu einer typischen Funktionsitzung und ging in einem kläglichen Gemurmel unter. „Der Grundton stimmte nicht, und im Grunde stimmt alles nicht. Wo es hell und leuchtend sein mußte, war alles grau in grau. Wo begeisternde Leidenschaft das Spiel beseelen mußte, wurde gepusselt und profaniert. Alles blieb fade, müde, blaß.“ So lauteten die Stimmen jener, die gegen die Schändung Schillers eiferten. Mit der Streichung der Eingangsszene des Schauspiels, der lyrisch aufklingenden dichterischen Melodik des Werkes, wurde die Schweizer Landschaft ausgelöscht und der erhabenen, mitreißenden Dichtung das Genick gebrochen. Nichts erinnerte in der Darstellung an Schiller. Allein der alte Reinhardt-Schauspieler Eduard von Winterstein als Attinghausen versuchte, die Aufführung und den großen Mahner und Dichter der Deutschen zu retten. Der radikale Angriff auf die Substanz des Werkes ergab während des ganzen Abends ein permanentes Fiasko.

Daß „die Aufführung weit hinter anderen Theaterereignissen Berlins zurückblieb“, mußten auch die Verantwortlichen dieser Verzerrung und Schändung Schillers eingestehen.

Hatten diese „Volksbühnenfunktionäre“ bereits vorher ihre Unzulänglichkeit und Unfähigkeit erkannt? Denn in der Festschrift war das aufschlußreiche Bekenntnis zu lesen: „Die Idee ihres Namens (Volksbühne) wird heute an anderen Theatern verwirklicht.“ Und Grotewohl ergänzte: „Alle unsere Theater sind Theater der Werktätigen und Theater des Volkes.“ (Diese Versicherung gab auch der Faschismus ab.) Aus dem engen Kontakt mit dem Volke verkündet der „Ministerpräsident“ weiter: „Ihr Fassungsvermögen reicht nicht mehr aus, um die wachsenden kulturellen Bedürfnisse der Werktätigen zu befriedigen.“ Die Praxis jedoch zeigt einen steigenden Schwund der Theaterbesucher, eine zunehmende und entschiedene Abkehr der „Werktätigen“ von der bewußten Politisierung der Theater in der Sowjetzone. Und einen immer größer werdenden Abfall von der Ost-Berliner „Volksbühne“.

\*

Das unter der Leitung von Helene Weigel („verdienstvolle“ Nationalpreisträgerin der DDR) stehende Berliner Ensemble, bisher Gast im Deutschen Theater, will jetzt seine politische Agitation in einem eigenen Haus, dem Theater am Schiffbauerdamm, fortsetzen und eröffnete die neue Spielzeit mit der Komödie Molières „Don Juan oder der steinerne Gast“. Aus der „künstlerischen Betreuung“ dieses Ensembles heraus, die in den Händen des „bewährten“ und linientreuen, ebenfalls mit dem Nationalpreis ausgezeichneten Bertold Brecht liegt, entsteht die „geistige“ Ausrichtung, die „künstlerische Aussage“ dieser „Schauspieler“-Truppe, die eine „konkrete politische Funktion“ hat und das Ziel verfolgt, die Besucher ihrer Aufführungen zu belehren, zu schulen und zu erziehen. Der politische Anschauungsunterricht mit den mißbrauchten Mitteln des Theaters wird im Programm des Berliner Ensembles unter der Losung „Politik auf dem Theater“ unmißverständlich verkündet: „Unser Theater muß den Spaß an der Veränderung der Wirklichkeit organisieren. Unsere Zuschauer müssen sich

an der Lust dieses Veränderns schulen. Zuerst das Politische, der Nutzen für den Klassenkampf.“

Unter dem Zeichen der „Friedens-taube“ soll „eine neue Art Theater“ gezeigt werden, das „zugleich kritisch und aufbauend“ ist. Die ersten drei Aufführungen des Berliner Ensembles zeigten mit aller Deutlichkeit, was unter „kritisch und aufbauend“ zu verstehen ist, wie die Bemühungen, „die Werke der Klassik neu zu erschließen“, in Wirklichkeit auszusehen haben. Der Kontrast zwischen dem strengen Brechtschen Theater und dem Haus im Barock der Gründerjahre wird überbrückt durch den „neuen Geist“, der hier eingezogen ist. Denn in diesem Theater wird mit dem Eifer echten Künstlertums übersetzt, bearbeitet, entstellt und verfälscht.

Aus der Komödie Molières, „Don Juan“, „erarbeitete“ das Berliner Ensemble eine Satire, einen Schwank, in dem die Menschen als verblödete, idiotische, absolut minderwertige Wesen dargestellt werden. Der große französische Komödiendichter wurde so lange bearbeitet, bis nichts mehr von seiner dichterischen Kraft übrigblieb. Der Titelheld war zu einem lächerlichen Fant herabgesunken. Die in dem Stück auftretenden Fischermädchen sprechen ein Waterkanten-Plattdeutsch aus irgendeinem unerklärlichen Grunde. Alle auftretenden Gestalten werden als personifizierte Beschränktheit und Dummheit hingestellt. Es ist ein erbarmungsloser Generalangriff auf den gesunden Menschenverstand, so daß auch diese „neue Art Theater“ die Presse teilweise zu den Bemerkungen: „O Don Juan, wie hast du dich verändert“ und „An Molière ging der Abend schnurstracks vorbei“ veranlaßte. Den anwesenden Künstlern aber, wie u. a. Elisabeth Bergner und Rudolf Forster, wird dieser Molière einen außerordentlich aufschlußreichen Einblick in das Theater Ost-Berlins gewährt haben. Armer Molière!

In der zweiten Aufführung zeigte das Berliner Ensemble eine alte Komödie von Martinus Hayneccius, einem Rektor an der sächsischen Landesschule in Grimma aus dem

Jahre 1582. „Meister Pfiem oder Kühnheit zahlt sich aus“, das Spiel vom bäuerlichen Fuhrmann, der sich einen Platz im Paradies erobert, wurde zum krassen politischen Kampftruf gegen die Feudalherren des Mittelalters. Den ergänzenden Höhepunkt dieser Veranstaltung aber bildete der Vortrag von zehn „Volksliedern“ aus dem 16. und 18. Jahrhundert, die einen Anschauungsunterricht in Fragen der Sexualität für die Jugend der Ostzone darstellten. Die in großer Anzahl im Theater erschienenen Angehörigen der FDJ und der Jungen Pioniere nahmen diese belehrenden Hinweise mit entsprechender Begeisterung auf. Die „volkstümlichen und erzieherischen Lieder“, wie „Willst du mich denn nicht mehr lieben?“, „Des Abends, wenn ich schlafen geh“, „Ihr Mädchen, nehmt euch wohl in acht“, „Nun tu mir, mein Studente, eins auf der Lauten schlagen“ und „Wie er geküßt sein will“, zeigten ohne Einschränkung, was die Jugend unter Liebe zu verstehen hat und mit welchen Mitteln sie sexuelle Beziehungen erfolgreich abschließen kann.

Die in den Spielplan des Berliner Ensembles wiederaufgenommene, in einer neuen Fassung vorliegende Bauernkomödie „Katzgraben“ von Erwin Strittmatter, der bereits für die erste mißlungene Fassung des Stückes den Nationalpreis erhielt, soll „den modernen Klassenkampf auf dem Dorfe“ in den Jahren 1947 bis 1950 zeigen. Aber nichts stimmt in diesem Machwerk mit der Wirklichkeit überein. Brecht, der die Regie führt, versichert zwar: „Die Bauern, die der ersten Voraufführung beiwohnten, erkannten sich wieder in diesem Stück und diskutierten freundlich mit dem Autor seine Ansichten“, aber in Wahrheit verließen die anwesenden Bauern während der Pause fluchtartig das Theater. So sah die Diskussion in Wirklichkeit aus, so hatten die Bauern sich in dieser „Komödie“ wiedererkannt. Betont blöde, einfältige, dumme Menschen agieren in diesem Stück, in dem nach „kommunistischem Rezept“ die Männer von den Frauen erzogen, politisch ausgerichtet und geschult werden. „In den



bisherigen Stücken, in denen Bauern und Arbeiter nur radebrechend auf der Bühne standen“, erklärt das Berliner Ensemble, „war alles falsch“. (So beispielsweise bei Gerhart Hauptmann, Karl Schönherr, Ludwig Anzengruber.) „Unsere Bauern und Arbeiter aber sprechen wie Coriolan,

Egmont und Wallenstein.“ Womit endlich gesagt wird, aus welchem Grunde junge Dramatiker in der DDR mit dem Nationalpreis ausgezeichnet werden. Und welchen Aufgaben das Theater in der sowjetischen Besatzungszone dient.

*Achim Anders*



## Ortega y Gasset Der Philosoph der „lebendigen Vernunft“

Es ist erstaunlich, daß die Philosophie des *Ortega y Gasset* in Deutschland einen so breiten Leserkreis findet. Auch die beiden uns heute vorliegenden Bücher haben die erste Auflage schon überschritten (*Geschichte als System und Über das römische Imperium*. 2., neu von Dr. Gerhard Lepiorz übersetzte Auflage. 11.—17. Tausend. 176 S. Geb. DM 8,80. — *Buch des Betrachters*. Übersetzt und herausgegeben von Helene Weyl. 8.—14. Tausend. 295 S. Geb. DM 10,80. Beide in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart). Dabei sind diese Bücher alles andere als eine leichte Lektüre. Sie geben sich wohl in mancher Beziehung essayistisch, enthalten aber immer wieder Teile eines sorgfältigen Eingehens auf rein philosophische Probleme, wobei dann auch, gleichsam spielend und nebenher, die enormen Fachkenntnisse des Autors aufgedeckt werden. Was dem Leser den Zugang zu diesen Schriften erleichtern mag, ist das Unsystematische ihrer Anlage. Auf jeder Seite dieser Bücher fühlt man sich frei und unbeengt, nirgendwo wird man von dem Netz eines konstruktiven Systems eingefangen, selbst nicht in der Arbeit, die den Titel „Geschichte als System“ trägt. Gerade diese Arbeit ist für die Methode und Zielsetzung von Ortega y Gasset besonders aufschlußreich. Er will keine Kontrastierung von Geschichte und Vernunft, wie man sie etwa aus der griechischen Philosophie ablesen kann. Er will der Geschichte auch nicht ein Vernunft-System einbauen, das von außen an sie herangebracht wird, wie das bei Hegel der Fall ist. Ortega y Gasset möchte gern in der Geschichte selbst „ihre ursprüngliche und autochthone Vernunft finden“. Wenn er von der „historischen Vernunft“ spricht, so möchte er diesen Ausdruck in seiner vollen Bedeutung verstehen als die Vernunft des Geschehens, als die Vernunft dessen, was „dem Menschen passiert ist“. Diese Vernunft des Geschehens, der Geschichte geht über jede Theorie vom Menschen hinaus, weil der Mensch ja nur ein Teil der Geschichte ist. Man könnte auch so sagen: Unter allen Theorien des Menschen gibt es eine, die er nicht nur denkt, sondern auch ist, eben die der Geschichte. Und sie meint Ortega y Gasset in allen seinen Untersuchungen.

Es ist gar keine Frage, daß diese Vernunft der Geschichte die komplexeste, die komplizierteste von allen Erscheinungsformen der Vernunft ist. Um ihr gerecht zu werden, bedarf es einer ebenso außerordentlichen Subtilität wie geistigen Weitgriffigkeit des Betrachters. Über beides verfügt Ortega y Gasset, und diese Fähigkeiten machen zweifellos einen beträchtlichen Teil seines Erfolges aus. Sein ganzes Werk ist eine solche Annäherung an die Wirklichkeit, und insbesondere an die Wirklichkeit unserer Gegenwart, denn Ortega y Gasset ist jener Zug eigen, der auch andere große Historiker unserer Zeit kennzeichnet, daß ihm nämlich die Kenntnis der Vergangenheit dazu dient, die Geheimnisse der Gegenwart und vielleicht

sogar die der Zukunft aufzuschließen. Die „historische Vernunft“ muß eine „lebendige Vernunft“ sein, wie der Verfasser in seinem „Buch des Betrachters“ einmal formuliert, und in diesem Begriff der lebendigen Vernunft offenbart sich die ganze und unendliche Schwierigkeit des Unternehmens, denn in ihm wird angenommen, daß Leben und Vernunft zur Deckung kommen können, daß sie identisch werden. Auf das energischste betont Ortega y Gasset, daß die historische Vernunft „ratio“ sei, Logos, strenger Begriff, und daß ihr keinerlei „Erlaubnis für Irrationalismus ausgestellt werde“. Sie sei noch vernünftiger als die Physik, noch strenger und anspruchsvoller als diese. Er wirft in höchst geistreicher Weise der Physik vor, daß sie darauf verzichte, das zu verstehen, wovon sie spricht. Aber ist dies nicht gerade die Grundlage aller Erfolge, aller Lebendigkeit der Physik, daß sie lediglich symbolisch und ordnend vorgeht, aber die Irrationalität der lebendigen Komplexe auf sich beruhen läßt? Wird es überhaupt möglich sein, mit reiner Ratio die Wirklichkeit zu durchdringen, selbst mit der modernsten und wendigsten Form der Ratio? Ist das logische, diskursive Denken nicht gerade durch seine lineare Art unfähig, unserem modernen Wirklichkeitserlebnis zu entsprechen, das nirgends eine lineare Konstitution aufweist, sondern, wie Jean Gebser sagt, aperspektivisch ist und die Unendlichkeit der Raumvorstellung mit einer Unendlichkeit der darin wirkenden Kraftfelder verbindet? Vielleicht könnte man im Gegensatz zu Ortega y Gasset behaupten, es sei weise von der Physik, daß sie darauf verzichte, das zu verstehen, wovon sie spricht. Sie beläßt dem Stofflichen sein Substanz-Geheimnis und begnügt sich damit, die Ordnungen und Verbindungen des Stofflichen zu untersuchen und weiterzuführen. Dadurch hat sie eine gewisse Freiheit des Verfahrens, indem ihr das ontologische Geheimnis nicht immer die Arbeit belastet. Die Forderung einer „historischen Vernunft“ durch Ortega y Gasset bedeutet aber nichts anderes als den Glauben, daß das Geheimnis des Werdens aufgedeckt werden könnte. Seine Forderung der „lebendigen Vernunft“, wie jene andere Formulierung heißt, bedeutet den Glauben, daß das Geheimnis des Seins aufgedeckt werden könnte. Es ist wohl nicht verwunderlich, daß demgegenüber die Meinung auftauchen kann, ein solches Vorhaben sei weder durchführbar noch wünschenswert. In diesem Zusammenhang mag es nicht unwichtig sein festzustellen, daß die Schrift „Geschichte als System“ nur die Präliminarien zu einer solchen neuen Geschichtsforschung liefert, aber nicht diese Geschichtsforschung selbst. Auch die in demselben Bande beigegebene Schrift „Über das römische Imperium“, so geistvolle und aufschlußreiche Partien sie auch enthalten mag, scheint nicht geeignet, jene neue Geschichtsdeutung in ihrer ganzen Tragweite zu repräsentieren. Aber von hier aus leitet uns ein innerer Zusammenhang hinüber zu dem anderen Buche, dem „Buch des Betrachters“.

Auch in diesem Buche wird das Thema der „lebendigen Vernunft“ angeschlagen. Wie könnte es auch anders sein? Zuerst sei einmal festgestellt, daß das Buch nicht, wie sein Titel glauben lassen kann, Realien zum Gegenstand hat, sondern Ideen, Theorien, Verfahrensweisen des Geistes. Die Titel der Aufsätze lauten etwa: Kosmopolitismus, Reform der Intelligenz, Phrase und Aufrichtigkeit, Vitalität-Seele-Geist, Reine Philosophie. Der Autor ist in erster Linie ein „Betrachter“ der Innen-Welt. Nur in zwei Aufsätzen schließen sich Innen- und Außen-Welt zum Gegenstand zusammen: in den Aufsätzen „Kant“ und „Um einen Goethe von innen bittend“. Sie sind für den deutschen Leser die kompaktesten, präzisesten und aufschlußreichsten, weil in ihnen große deutsche Themen, die durch ihre Ehrwürdigkeit allzu-sehr in einer traditionellen Betrachtungsweise festgefahren sind, von neuem zur Diskussion gestellt werden. Die Unvoreingenommenheit des Ausländers



ihnen gegenüber erlaubt erfrischende, neuartige Aspekte. Hier spürt man jene lebendige Vernunft, die nicht Konstruktionen darüber aufstellt, was die Dinge sein sollen, sondern die untersucht, was sie sind. Und in dem Goethe-Aufsatz findet sich eine längere, über vier Seiten sich hinziehende Fußnote, die zu den wichtigsten Äußerungen des Autors in diesen Büchern zählt, weil sie eine Art von Privatissimum über sein Verhältnis zur zeitgenössischen Welt darstellt. In diesen Ausführungen verrät uns der Autor, der doch einer der großen Stars des Rednerpodiums neben Heidegger und Heisenberg ist, daß ihm der Erfolg seines Lebenswerkes gänzlich ungenügend erscheint, ja daß man den Kern, das Innerste davon überhaupt nicht gesehen und erkannt habe.

In dieser Fußnote erklärt Ortega y Gasset zuerst, daß er seinem berühmten Zeitgenossen Martin Heidegger „zu sehr wenig Dank verpflichtet“ ist. Es gebe kaum einen oder zwei Begriffe bei Heidegger, die nicht auch in seinen Büchern, zuweilen mit einer Priorität von dreizehn Jahren, vorkämen. Und dann stellt er wesentliche Begriffe Heideggers denen seiner eigenen Philosophie gegenüber. Die „jungen Leute“, die Studenten, schienen davon wenig zu wissen. Ob dies „bona fide“ oder „mala fide“ geschieht, sei natürlich schwer auszumachen. Seine ganze Philosophie besage nichts anderes, als daß die Aufgabe unserer Zeit darin bestehe, die reine Vernunft auf die „lebendige Vernunft“ zurückzuführen. Aber, fragt der Autor, gibt es jemanden, der sich bemüht hat, die unmittelbaren Folgerungen aus diesem Satz zu ziehen, ja auch nur einfach seine Bedeutung zu verstehen? „Man hat immer, trotz meiner Verwahrungen, von meinem Vitalismus gesprochen, aber niemand hat unternommen, die beiden Worte „Vernunft“ und „lebendig“ zusammenzudenken. Und wie viele werden selbst jetzt, da ich darauf hinweise, imstande sein, die „Kritik der lebendigen Vernunft“ zu verstehen, die sich in diesem Buche ankündigt?“ Und dann folgt, nach diesem vernichtenden Urteil über die philosophische Leserschaft unserer Zeit, der elegische Schluß-Satz: „Da ich viele Jahre geschwiegen habe, werde ich weiter schweigen nach der Unterbrechung dieser knappen Äußerung, die nur dazu da ist, allem verirrt guten Glauben auf die Spur zu helfen.“

Dies ist eine Seite, von der nur die wenigsten Leser den berühmten Philosophen kennen werden. Hier ist nicht der Ort, um zu untersuchen, wie es zu diesen tragischen Spannungen kommen konnte und wie sich die Gründe zu Lasten des einen oder anderen Partners verteilen. Es war nur darauf hinzuweisen, welche Maßstäbe der Beurteilung für das Phänomen Ortega y Gasset sich hier eröffnen. Darüber hinaus ist es nicht nur das Problem seiner Person und seines Werks, sondern das sehr weitgreifende und schwierige Problem, wie die Zeiteinwirkung eines Autors zustande kommt oder an welchen Grenzen sie scheitert. Dies ist ein Feld der real-theoretischen Untersuchung, das man noch kaum betreten hat, das aber zweifellos von einer eminenten Wichtigkeit für die Beurteilung des wahren Zeitgesichts ist.

*Fritz Usinger*

## Generaloberst Ludwig Beck

Das Buch von *Wolfgang Foerster*: „Generaloberst Ludwig Beck. Sein Kampf gegen den Krieg“. (München 1953, Isarverlag. 184 S. DM 7,20) umfaßt die fünf Jahre, in denen Beck von seiner Ernennung zum Chef des Truppenamts am 1. Oktober 1933 (ab 1. Juli 1935 wieder in „Chef des Generalstabes des Heeres“ umbenannt) bis zu seinem Rücktritt am 27. August 1938 die noch mit dem Nimbus eines Moltke und Schlieffen umgebene Stellung des Generalstabschefs einnahm. Wenn aber einst in kaiserlicher Zeit der Generalstabschef der erste militärische Berater des obersten Kriegsherrn war und als solcher neben dem Kriegsminister das Recht des Immediatvortrags besaß, so war unter Hitler seine Bedeutung erheblich geschwunden. Denn an der Spitze der militärischen Organisation stand der Reichskriegsminister v. Blomberg (bis Februar 1938), unter diesem die Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtteile, und erst auf dritter Stufe kamen die drei Generalstabschefs des Heeres, der Marine und der Luftwaffe.

Man muß sich dies vor Augen halten, wenn man den vergeblichen Kampf Becks gegen die Kriegsabsichten Hitlers verstehen will. Es ist kaum glaublich, aber Beck hatte nur einmal in diesen fünf Jahren zufällig die Gelegenheit, Hitler seine Gedanken mündlich vorzutragen! Im übrigen war er auf den Weg der „Denkschriften“ angewiesen, von denen nur eine einzige vom Oberbefehlshaber des Heeres an Hitler weitergegeben wurde. Hitler hatte in der Besprechung vom 5. November 1937 (Hoßbach-Protokoll) die friedliche Maske fallen lassen und seinen Willen, die deutsche Frage spätestens 1943-45 mit Gewalt zu lösen, vor den Oberbefehlshabern der Wehrmachtteile bekundet. Gegen diese Kriegsabsichten wenden sich die militärpolitischen Denkschriften Becks. Ihr Kern ist, daß diese Hasard-Politik Hitlers zu einem neuen Weltkrieg führen muß, der mit dem Untergang Deutschlands enden wird. Klar und weitsichtig

sieht Beck den entscheidenden Kraftzuwachs voraus, den die Gegner Deutschlands durch die USA erhalten. Manche, wie Guderian und erst recht der Hitler-hörige Jodl, warfen Beck vor, daß er ein Schwarzseher sei, die Gegner über-, die deutsche Wehrmacht unterschätze. Sie berufen sich dabei auf die Blitzsiege in Polen, Norwegen und Frankreich. Aber auf Anfangserfolge kam es Beck nicht an, sondern auf das Ende des Krieges, und dieses sah er richtig voraus, weil der Gegner über die Faktoren Zeit und Raum verfügte. Aber Beck begnügte sich nicht mit Denkschriften. Er schlug dem Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, vor, daß die höchsten militärischen Führer einen gemeinsamen Schritt unternehmen und Hitler zur Einstellung seiner Kriegsvorbereitungen zwingen sollten. Falls Hitler sich weigere, sollten alle geschlossenen ihren Abschied einreichen. Brauchitsch berief zwar am 4. August 1938 die Befehlshaber der Heeresgruppen und die Kommandierenden Generäle nach Berlin. Beck verlas seine Juli-Denkschrift, General Adam unterstützte ihn, Brauchitsch stimmte zu, aber zu dem ultimativen gemeinsamen Schritt bei Hitler fehlte dem letzteren der Mut. Beck fühlte sich von seinem Oberbefehlshaber im Stich gelassen und reichte den Abschied ein. Hitler war froh, diesen unbequemen Generalstabschef loszuwerden.

In der Rückschau dürfte es kaum zweifelhaft sein, daß ein Hitler, dem das Blut des 30. Juni an den Händen klebte und der in niederträchtiger Art den General Frhr. v. Fritsch beseitigt hatte, sich weder durch Denkschriften noch durch eine „Meuterei“ seiner Generäle hätte von dem Weg abbringen lassen, auf dem er das deutsche Volk in nacht-wandlerischer Sicherheit in den Abgrund führte. Mit solchen vornehmen Methoden einer vergangenen Zeit war gegen Gewalthaber vom Schlage Hitlers, Himmlers oder Görings nichts auszurichten. Diese späte Erkenntnis führte Beck auf den Weg zum 20. Juli 1944.

Robert Knauss

## Moderne Kunst in Wort und Bild

Die Publikationen der namhaften deutschen Kunstverlage sind erfreulicherweise in den letzten Jahren mehr und mehr dem Schaffen gerade der umstrittenen Meister der Gegenwart gewidmet worden und werden sicherlich dazu beitragen, dem breiten Publikum einen Weg zum Verständnis der modernen Kunst zu öffnen. So folgt der vor zwei Jahren erschienenen vorzüglichen „Geschichte der modernen Malerei“ Paul Ferdinand Schmidts jetzt der von *Ulrich Gertz* herausgegebene Band „*Plastik der Gegenwart*“ (Berlin, Rembrandt-Verlag. 203 Abb. DM 21,80). Dem hervorragend reproduzierten Abbildungsteil, der die bedeutendsten Bildhauer des In- und Auslandes mit charakteristischen Werken berücksichtigt, wurde eine Einführung vorangestellt, die sachlich einwandfrei informierend, behutsam und unaufdringlich um das Verständnis des Lesers wirbt. Den entscheidenden Wandel in der modernen Plastik sieht Gertz in der „Entgottung“ des Menschenbildes auch in der bildenden Kunst, den Triumph des „Erscheinungsbildes über das Seinsbild des Menschen“, der seine „Bildwürdigkeit“ innerhalb des Wandels unserer geistigen Anschauungen verloren habe analog dem Jasperschen Wort: „Eine nie gewesene Öde des Daseins wird sichtbar.“ Dem Umsturz des physikalischen Weltbildes entspricht das Erlebnis der Raum-Zeit-Einheit in der Kunst, ein Erlebnis, das für seine Mitteilbarkeit eine völlig neue Formensprache verlangt. Das entfesselte Spiel mit den Formen bis hin zu den abstrakten Spielereien der „Mobiles“ bedeutet nach Gertz letztlich nichts anderes als das Ringen freigewordener künstlerischer Energien um eine Ausdrucksform, in der sich der Mensch des 20. Jahrhunderts bestätigt finden kann. Gertz versteht es, die modernen Bildhauer durch geschickte Gegenüberstellung verwandter und konträrer Auffassungen in ihren künstlerischen Absichten verständlich zu machen.

Die schon zitierte „Geschichte von der modernen Malerei“ scheint den Boden bereitet zu haben für die in

kontinuierlicher Folge erscheinenden Monographien der wichtigsten Repräsentanten der modernen Malerei. Den Werken etwa über Marc, Schlemmer und Baumeister folgen jetzt zwei Veröffentlichungen über *Hans von Marées* und *August Macke*, die beide Entscheidendes zum Durchbruch einer neuen malerischen Gesinnung in Deutschland beigetragen haben. Die von *Bernhard Degenhart* betreute Ausgabe der Zeichnungen von Marées (Berlin, Gebr. Mann-Verl. 40 S. 50 Tafeln, DM 19,20) legt dabei das entscheidende Gewicht auf die revolutionierenden Versuche des Meisters, reine, nicht mehr durch inhaltliche Bindungen belastete Formen zu finden und durch die sklavische Kopie perspektiver und anatomischer Gegebenheiten zu einer künstlerischen Gestaltung durchzustoßen, der es in erster Linie um die Aufdeckung geistiger Gehalte und Absichten geht. Degenhart betont mit Recht, daß Marées mehr tastend als — wie etwa sein Zeitgenosse Cézanne — kühn waggend das Neuland künstlerischen Experimentierens betrat, daß er dennoch aber für die deutsche moderne Kunst von ähnlicher Bedeutung wie der Franzose gewesen sei. Die Erlesenheit der Faksimile-Lichtdrucke bereitet dem Leser einen uneingeschränkten ästhetischen Genuß und läßt ihm diese Veröffentlichung als eines der schönsten Bücher des Jahres erscheinen. Dem Andenken Marées ist ferner das in der Nymphenburger Verlagshandlung erschienene Bändchen „*Marées*“ gewidmet (87 S. 16 Tafeln. DM 3,80), das, versehen mit einem Nachwort von *Hermann Uhde-Bernays*, jenen schönen Nachruf enthält, mit dem seinerzeit des Künstlers Freund und Mäzen *Conrad Fiedler* für das Verständnis des Meisters geworben und den Grundstein für die Marées-Begeisterung der Generation um 1910 gelegt hatte.

Die Macke-Publikation des Kohlhammer-Verlages darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, zum ersten Male das Oeuvre dieses Malers in einer großen Monographie gesammelt zu haben. Der mit 27 Jahren im Ersten Weltkrieg gefal-



lene Macke war neben seinem Freunde Marc die wohl größte Begabung der deutschen Malerei des beginnenden Expressionismus, dessen Werk in seiner dynamischen Farbigkeit an die Bedeutung der „Fauves“ für die französische Kunst heranreicht. Das Glühen und Blühen seiner Farben steigerte sich in seinen letzten Schöpfungen — entstanden auf einer Reise nach Tunis im Frühjahr 1914 — zu Kompositionen von einer berückenden graziösen Zusammenklang von spielerisch-arabeskenhafter Zeichnung und hellen, lichten Farbtönen, die schon Paul Klee vorausahnen lassen (der ihn übrigens auf dieser Reise begleitete). Der reiche farbige Bildteil des Werkes (DM 36,—) läßt uns die Größe des Verlustes erahnen, den der Tod Mackes für die deutsche Malerei bedeutete. „Wir Maler“, so sagte Marc einmal, „wissen gut, daß mit dem Ausscheiden seiner Harmonie die Farbe in der deutschen Kunst um mehrere Tonfolgen verblassen muß und einen stumpferen trockeneren Klang bekommen wird. Er hat von uns allen der Farbe den hellsten und reinsten Klang gegeben, so klar und hell wie sein ganzes Leben war!“

Daß die moderne Kunstgesinnung auch in den angewandten Künsten mehr und mehr um sich greift, zeigt das 1953 im Rembrandt-Verlag, Berlin, erschienene Werk von *Stephan Hirzel* „Kunsthandwerk und Manufaktur seit 1945“ (148 S. 220 Abb. DM 18,80). Trotz der „zwölfjährigen Inzucht“ und trotz der Krise des Handwerks in unserer Zeit hat sich das deutsche Kunsthandwerk noch genügend innere Kräfte bewahrt, um durch individuelle Formgestaltung seiner Arbeiten einen nicht unbedeutenden Beitrag im Kampf gegen die Nivellierung des Publikumsgeschmacks zu leisten. Was in diesem Band an Beispielen moderner Goldschmiedekunst, an Keramiken und Glasgefäßen, an Webe- und Schnittarbeiten gezeigt wird, ist erstaunlich und läßt uns für die heutige Entwicklung einer modernen Wohnkultur und Lebensform das Beste hoffen.

Wenn wir von neuen deutschen Kunstbüchern sprechen, dann soll-

ten wir auch die kleine Bildbandreihe „*Der silberne Quell*“ nicht vergessen, die der Waldemar Klein-Verlag in Baden-Baden für all jene kunstinteressierten Leser herausgibt, denen der Ankauf großer repräsentativer Werke nicht möglich ist. Jedes dieser durchweg im Vierfarbendruck hergestellten Bändchen enthält 10-12 Abbildungen von einer für den niedrigen Preis erstaunlichen Qualität (pro Band DM 4,80), wobei besonders hervorgehoben zu werden verdient, daß der Verlag thematisch keineswegs ausgetretene Pfade wandelt, im Gegenteil: die etwa der „*Deutschen abstrakten Malerei*“ oder „*Paul Klee*“ gewidmeten Bändchen verzichten auf billige Popularität ebenso wie beispielsweise die „*Pompejanischen Wandbilder*“ oder die „*Chinesischen Blumen und Schmetterlinge*“ bewußt unbekannte Meisterwerke der Vergangenheit wieder zugänglich machen. Die Vorworte sind von ersten Fachkennern geschrieben. Man kann sich kaum ein ähnlich ideales Geschenk, namentlich auch für jüngere Menschen, vorstellen als Veröffentlichungen aus dieser Reihe.

Jürgen Eyssen

### Der Lügner

Die Gefahr, sich in reinen Ästhetizismus zu verlieren, ist, wie das Studium der skandinavischen Literatur immer wieder zeigt, für die nordischen Autoren nicht so groß wie die, ihre Dichtungen allzusehr mit ihrer meist recht gewichtigen gedanklichen Problematik philosophischer, ethischer, religiöser oder sozialer Art zu befrachten. Das will besagen, daß wir den Fragestellungen in ihren Werken immer wieder in Form von Reflexionen und bloßen Aussagen begegnen, anstatt daß sie dem Leser auf der Ebene dichterischer Gestaltung unmittelbar sinnfällig gemacht werden. Das wird vielleicht am deutlichsten am Schaffen des Dichters *Martin A. Hansen*, der neben H. C. Branner wohl bedeutendsten literarischen Persönlichkeit Dänemarks dieser Generation. Als junger Landlehrer in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen widmete er sich vor allem sozialkritischen und sozialreformerischen The-

men, mit kämpferischer Leidenschaft und radikalem Draufgängertum. Damals glaubte er noch an die Möglichkeit einer Weltverbesserung kraft der menschlichen Ratio allein. Inzwischen haben ihn die enttäuschenden Erfahrungen vor allem der wüsten Kriegsjahre seinen aufklärerischen Standpunkt aufgeben lassen, und heute ist er der Exponent einer anti-rationalistischen, von einer religiösen Grundstimmung her bestimmten Strömung in seiner Heimat. Sein zentrales Problem ist das Böse im Menschen oder besser: die tragische Einheit von Gut und Böse in der menschlichen Seele, die letztlich nur durch Gnade eine befreiende Auflösung finden kann.

Aber dieses philosophische Ringen und Prüfen und Deuten wollen in all den Jahren hat in seinem Werk allzu deutliche intellektuelle Spuren hinterlassen, als daß es eine breite Leserschicht hätte finden können. Mit dem Roman „Der Lügner“ nun (Gütersloh, Verlag C. Bertelsmann, 266 S. DM 10.—), als erstem Werk des Dichters in deutscher Sprache, ist ihm ein wirklicher Wurf gelungen, und er hat mit ihm in Dänemark eine sehr große Lesergemeinde gefunden. Denn diese Dichtung, die keine Schlacken des philosophischen Läuterungsfeuers mehr aufweist, ist voller Duft und Atmosphäre, voller Innigkeit und voll eines heimlichen Glanzes, und eine gute Übertragung von Heinrich Fauteck hat uns diese Schönheiten auch treulich bewahrt.

Auf der Insel Sandö, eingeschlossen vom Eis, wartet die kleine Gemeinschaft der Bewohner auf den Frühling, der im Leben Raum und Dynamik zu geben vermag. Der Schulmeister und Küster der Insel, Johannes Vig, geht in diesen Tagen des Wartens in sich und zeichnet in seinem Tagebuch nicht nur das bunte Geflecht der geheimnisvollen Fäden auf, welche diese Inselmenschen hintergründig verbinden, sondern er grübelt auch der rätselvollen Bahn seines eignen Lebens nach und sucht aus den schweren Dünungen früherer Erschütterungen und der Unruhe augenblicklicher Verstrickungen heraus den Frieden seiner Seele zu finden. Liebe und Betrug,

Verführung und tändelndes Spiel, Kinderglück und großes Leid, Leben und Streben sind in diesem Roman in einem wundersamen Spiel wie zu einer Perlenkette aufgereiht, in welcher der betörende Schimmer des leise heraufkommenden Frühlings sich heimlich zitternd bricht.

Fritz Nothardt

### • Heros in tausend Gestalten

Ziel seines Buches „Der Heros in tausend Gestalten“ (Frankfurt, S. Fischer. 376 S. mit 12 Bildtafeln und 21 Textillustrationen. DM 22,50) sei, sagt *Joseph Campbell*, einige von den Wahrheiten, die, für uns unkenntlich, unter den Gestalten von Religion und Mythos verborgen sind, wieder aufzuschließen. Campbell gibt in einem einleitenden Abschnitt die allgemeinen Zusammenhänge zwischen Mythos und Traum und legt dann an zahlreichen Beispielen aus allen Kulturen unserer Erde die Laufbahn des Heros dar; sie zeigt ungeachtet aller örtlichen und zeitlichen Variationen überall das typische Bild von Aufbruch, Einweihung und Rückkehr, umwoben von Abenteuern und Prüfungen, wie sie auch das Märchen kennt. Dabei baut Campbell vorzugsweise auf Freud und Jung auf. Dieser erste Teil soll indes nur eine breite Grundlage für die weiteren Ausführungen schaffen, deren Sinn vielleicht am kürzesten mit der Überschrift des ersten Abschnittes „Von Psychologie zu Metaphysik“ wiedergegeben werden darf. Was individuell sich als Abenteuer des Eintauchens ins Unbewußte, als des Überschreitens der Schwelle darstellt, ist nicht der einzige Sinn des Mythos. Denn der Vergleich von Mythos und Traum geht, wie Campbell ausführt, nicht ganz auf; vielmehr seien die uns überkommenen Mythengestalten nicht nur Symptome des Unbewußten, sondern „kontrollierte und bewußte Lehren von bestimmten geistigen Prinzipien, die durch die Menschheitsgeschichte hindurch so konstant geblieben sind wie die Formen der menschlichen Physik und ihr Nervensystem“. Die Funktion des Mythos ist nach Campbell, die Weisheit der Überlieferung in der Sprache kraftvoller Bilder wei-

terzugeben, was für uns heute, die wir seit mehr als zweitausend Jahren dem „Wort“ immer einseitiger zugehören, nicht leicht zu erfassen ist. Die großen Kosmogonien wie die Mythen, die zur Vermenschlichung, ja bis zur Historisierung des Heros gehen, zeigen gleichermaßen tiefe Wahrheit und großartige Geöffnetheit, die hinter den „Bildern“ sich auftut.

Von diesen Ausgangspunkten aus kommt Campbell zu Überlegungen, die nicht nur für die Mythendeutung als solche, sondern auch für die Stellung unserer Zeit zum Mythos eigenartig, anregend und bedeutungsvoll sind. Das Ergebnis der Untersuchungen Campbells läßt sich nicht in ein paar Sätze zusammenpressen. Andeutungsweise und keineswegs alles berührend könnte es so formuliert werden: der Heros, ob als Gott oder als Mensch dargestellt, ist Durchbruch neuen Werdens in eine bereits starr gewordene Welt aus der Tiefe des Weltgrundes kommend, in die er — das wird in den gefährvollen Wanderungen des Heros symbolisiert — eingetaucht ist und aus der er wieder zurückkehrt, vom göttlichen Ursprung berührt; für die Menschen wird er Retter und Erlöser, aber auch Zerstörer, nämlich des Alten, Bisherigen, entsprechend dem, was Campbell „das fundamentale Paradox des Mythos: das Paradox des zwiefachen Mittelpunktes“ nennt. Das Zusammenfallen der Gegensätze in eins ist ja die Erfahrung aller Mystik zu allen Zeiten. Nun ist es Campbell indes nicht nur um seine wissenschaftlichen Untersuchungen zu tun. Unaufdringlich wird auf die Situation unserer Zeit hingeführt, in welcher der uralte zeitlose Kosmos der Symbole eingestürzt ist. Man kann ihn nicht einfach wieder „erfinden“. Aber der Zugang ist nicht ganz verschüttet: weil jeder in sich selbst das All trägt, kann es innen gesucht und gefunden werden. Wie die neuen Symbole, sofern sie auftauchen, beschaffen sein werden, weiß niemand. Immer aber liegt der Weg zur Menschlichkeit darin, „in allen Abwandlungen des unerschöpflichen Menschenantlitzes die göttliche Signatur wiederzuerkennen“,

entsprechend den Worten in den Vedas: „Die Wahrheit ist eine, die Weisen nennen sie mit vielen Namen“.

Bernhard Knauss

### Von der Neuberin zur Bergner

Es ist höchst erfreulich, daß jetzt die mit vollendeter Sachkenntnis und großer Wärme, über die der bekannte Theaterkritiker und Dramaturg Wolfgang Drews verfügt, geschriebenen Würdigungen großer deutscher Schauspieler in der 3. erweiterten Auflage mit dem Titel „Die großen Zauberer. Bildnisse deutscher Schauspieler“ (Wien-München, Donau Verlag, mit 24 Abbild. 368 S. DM 18,50) in der ursprünglichen Form erscheinen konnten. In der Nazizeit mit ihrer bösartigen Zensur mußten wesentliche Artikel über Albert Bassermann und Elisabeth Bergner fortgelassen werden. Jetzt stehen die Porträts dieser beiden zu den bedeutendsten Schauspielern aller Zeiten gehörenden unter den andern Schauspielerbiographien, die wir Wolfgang Drews verdanken. Sie geben uns auch eine ungewöhnlich lebendige Geschichte des deutschen Theaters. Der Titel könnte auch lauten: „Von Friederike Caroline Neuber bis zu Elisabeth Bergner.“ Drews mit seinem feinen und sicheren Gefühl für die wirkliche Größe und die Bedeutung der Schauspieler sowie für die Problematik der Mimen gibt uns Biographien von der Neuberin, Ekhof, Friedrich Ludwig Schröder, Fleck, Iffland, Sophie Schröder, den Devrients, Heinrich Anschütz, Charlotte Wolter, Friedrich Mitterwurzer, Alexander Girardi, Adalbert Matkovsky und Josef Kainz bis zur Sorma, Steinrück, Pallenberg, Werner Krauss, Käthe Dorsch, Fritz Kortner, um mit dem Kapitel „Nerv und Seele“, das Elisabeth Bergner gewidmet ist, zu enden. Erfreulich ist weiter, daß in einem Anhang die Lebensläufe der phantastischen Schicksale so mancher dieser großen Schauspieler nüchtern dargestellt werden, ein verständnisvolles Nachwort von Wolfgang Drews wie ein Register und ein Bildnachweis angefügt sind. Eine Gabe, für die wir nur dankbar sein können. R. P.



## Die Kunst, Goethe zu verstehen

In *Gerhard Storz* besitzt das deutsche Geistesleben der Gegenwart eine Persönlichkeit besonderer Art, weil sich in ihm der Pädagoge mit dem Theatermann, der Literaturwissenschaftler mit dem Liebhaber der Dichtung auf eine nicht alltägliche Weise verbinden. Alles, was er bisher schrieb, seine Sprachbücher wie seine Bücher über Dichtung, vor allem über Schiller, weist auf diese seltene Verbindung der sonst meist getrennten Sphären zurück. Auch dieses neue Buch: „*Goethe-Vigilien* oder Versuche in der Kunst, Dichtung zu verstehen“ (Stuttgart, Ernst Klett Verlag, 208 S.) weist auf die besondere Ausgangssituation zurück. Der Untertitel des Buches sollte genau beachtet werden, sagt doch Storz damit aus, daß für ihn Dichtung zu verstehen selbst eine *Kunst* darstellt. Im Schlußkapitel „Über Interpretation“ gibt er denn auch einen Grundriß in dieser Kunst, indem er auf eine erfreulich exakte Weise die Dichtung aus der heute viel zu engen Umklammerung durch Weltanschauung, Religion, Politik und Unterhaltung befreit und ihr eigentliches Eigenwesen aufzeigt. Die einzelnen Arbeiten des Buches sind der „Iphigenie auf Tauris“, dem „Werther“, dem „Wilhelm Meister“ und dem „Faust“ gewidmet. Dazu gesellt sich eine fruchtbare Studie über „Zwei Beispiele des Tagebuch-Romans“, in der Goethes „Leiden des jungen Werthers“ mit dem „Tagebuch eines Landpfarrers“ von Bernanos verglichen werden. Dabei nehmen die Einzelarbeiten über „Wilhelm Meister“ den breitesten Raum ein. Mit gutem Recht erinnert Storz daran, was dieser Roman jungen Menschen bedeuten kann, wenn es dem Lehrer nur gelingt, sie auf die rechte Weise zur Lektüre hinzuführen. Storz' Weise der Betrachtung und Deutung geht von einer sehr sorgfältigen Lektüre der Werke aus und sucht ohne jede andere Voraussetzung die Dichtung aus sich selbst zu verstehen und aus sich selbst sprechen zu lassen. Für seine Betrachtungsart wird nach seinen eigenen Worten „im und hinter dem einzelnen dichterischen Werk weniger sein Dichter, sondern sozusagen das Dichten selbst sichtbar —

als Vollmacht über die Sprache, zugleich als wundersame Kraft der Sprache selbst“. Wer erfahren hat, wie sehr gerade unsere Klassik immer wieder dadurch mißdeutet wurde, daß sie viel zu sehr von der Weltanschauung oder vom Dichter her interpretiert wurde, der weiß Storz Dank für die Arbeit, die er in diesem Buche geleistet hat. So wichtig es wäre, daß zunächst die Pädagogen die Folgerungen aus Storz' Arbeit zögen, so gehen diese Goethe-Vigilien doch alle an, die wirkliche Freunde der Literatur und der Dichtung sind.

Otto Heuschele

## Abenteuer und Forschung

*Alain Bombard*, besessen von der Theorie, ein Schiffbrüchiger (dessen größter Feind die Verzweiflung und die Angst vor unzureichender Ernährung ist) könne sich durchaus wochenlang von Meerwasser, Plankton und ausgepreßtem Fischsaft am Leben halten, wird ihretwegen zuerst verlacht und verspottet, doch dann schließlich — nachdem er mit einem Schlauchboot von 4 m Länge erst durchs Mittelmeer und danach allein über den Atlantik gesegelt ist und in einer 65tägigen Fahrt die Richtigkeit seiner Theorie an sich selbst bewiesen hat — stürmisch von aller Welt gefeiert. Nun hat er diese Fahrt in einem aufregenden Buch „*Im Schlauchboot über den Atlantik*“ (München, Biederstein Verlag, aus dem Französischen übertragen von *Hubertus Foerster*, 240 S., 29 Abb. und 11 Zeichnungen, DM 12,50) beschrieben, einem Buch voller Abenteuer mit Haien, Rochen, Stürmen und Meeresstillen, voller Zähigkeit und Noblesse, voller Wagemut und Treue, einem schlichten Bericht von Hunger, Sehnsucht und Einsamkeit. Ein junger Mensch schlug sein 28jähriges Leben in die Schanze, wagte Großes und wurde selbst dadurch groß. Und wie alle großen Menschen ist er auch bescheiden. Das beweist sein Buch. Sympathisch und aufrichtig geschrieben, gehört es zu den gewinnendsten Dokumenten modernen Forschertums. Es wird vielen Menschen die Furcht vor dem Meer nehmen, den Schiffbrüchigen ein belehrendes Brevier sein und für die Menschheit und in der Geschichte der Forschung ein

kühner, selbstloser Beitrag zur Durchdringung des Meeres und aller seiner Geheimnisse. Einem der gefürchtetsten Elemente wurde durch Bombard ein Teil seines Schreckens genommen. Menschen wie er rechtfertigen immer wieder Leben und Wissenschaft.

Rolf Italiaanders Marokkobuch „Land der Kontraste. Orient und Okzident in Marokko“ (Hamburg, Broschek Verlag. 184 S. 52 Photos, 1 Karte. DM 9,80), das Thomas Mann „lehrreich, unterhaltend und stimungsvoll“ nennt, unterrichtet in lebendiger Weise über Tradition, Geschichte und Kultur Marokkos, über alle seine Kontraste: die Frauenfrage, den Islam, die Technik und über führende Persönlichkeiten. Expansiver Amerikanismus, französische Herrschaftsbestrebungen und afrikanischer Nationalismus prallen zusammen und geben den spannungsgeladenen Hintergrund ab für diesen fesselnden, die Leistungen Frankreichs betont anerkennenden Bericht über ein heute von Europäern gern bereistes Land. Italiaanders Darstellung ist dort am besten, wo er sachlich referiert und sich nicht der methaphysischen Sehnsucht des abendländischen Intellektuellen hingibt. Der Leistung Spaniens wird er aber nicht gerecht.

Ebenfalls nach Nordafrika führt uns die Biographie Charles de Foucauld von Anne Fremantle: „Ruf der Wüste“ (Köln, Benziger Verlag. 340 S. DM 16,20, aus dem Englischen übertragen von Magda H. Larsen), dessen abenteuerliches Leben sich vom vergnügungshungrigen Kavallerieoffizier bis zum einsamen Mönch spannt und der 1883 als einer der ersten Europäer Südmarokko und die Wüste erlebte, aufgewühlt und zutiefst religiös zurückkehrte, 1888 das Buch „Reconnaissance du Maroc“ schrieb, und schließlich, erneut von der Wüste angezogen, von Eingeborenen ermordet wurde. Eine mit klugem Verständnis geschriebene Biographie, gut übersetzt, die nicht nur lehrreich ist und eine Fülle erdkundlichen und ethnographischen Materials bietet, sondern auch ein mutiges Forscher- und Glaubensleben der Verschollenheit entreißt und uns die Sehnsucht eines Menschen verstehen läßt, wel-

cher der Satttheit eines fortschritts-gläubigen und oberflächlichen fin de siècle entflohen, um in Wüste und Einsamkeit seinen Gott zu finden.

Wolfgang Hoffmann

### Ti-Coyo

Eine der größten Katastrophen, die in friedlichen Zeiten die Menschheit der Neuzeit betroffen hat, war das gewaltige Erdbeben auf Martinique und der Vulkanausbruch des Mont Pelé. Damals wurde die Stadt St. Pierre in einen riesigen Trümmerhaufen verwandelt, und wochenlang nährten sich Tausende von Haifischen von den Leichnamen der in die Fluten geschwemmten Menschenopfer. Dieses schauerliche Geschehen zu beschreiben, ist ein kühner Vorwurf. Der phantasiereiche Franzose Clement Richter verknüpft seinen dramatischen Bericht „Ti-Coyo. Eine ganz unglaubliche Geschichte.“ (Aus dem Französischen von Hansjürgen Wille und Barbara Klau. Darmstadt, Holle u. Co. 231 Seiten) mit einem höchst eigenartigen Einfall, einem echten modernen Märchen, dessen rührende Innigkeiten er seltsam und aufregend in Kontrast rückt zu der riesigen Naturkatastrophe. Er läßt uns teilnehmen an der innigen Freundschaft, die Ti-Coyo, ein junger Neger, mit einem Haifisch schließt. Es gelingt dem Verfasser, dieses ganz und gar unglaubliche Geschehen, diesen nahezu abstrusen Einfall mit den Kräften echten Erzählertums so realistisch überzeugend, so greifbar echt darzustellen, daß der Leser nicht nur seitenweise meint, einen aufregenden Film vor sich abrollen zu sehen, sondern an vielen Stellen unter dem Banne erregender Spannung sich dem Ablauf der Handlung selbst einbezogen zu wähnen gezwungen wird. Selten ist Kameradschaft zwischen Mensch und Tier mit so viel Innigkeit und Zartheit, so viel realer Glaubwürdigkeit erzählt worden wie in dieser modernen Legende, an der als Dritter im Bunde die Urgewalt des Meeres starken Anteil hat. Das Spannende und Grausige wird mit dem Märchenhaften, dem Abenteuerlichen, mit dem wechselvollen

Charakter der Natur und den zartesten Zügen menschlicher Psyche in eine bezaubernde Einheit gewoben, bei der auch ein herzhafter Humor nicht zu kurz kommt. — Wir sind um ein wertvolles Stück Literatur reicher geworden, dem weite volkstümliche Verbreitung zu wünschen ist.

Karl Rauch

### Wichtige Neuauflagen

Werner Bergengruens eigenartig faszinierender kleiner Roman „*Pelageja*“ ist nun endlich in einer Ausgabe für Deutschland erschienen (München, Nymphenburger Verlags-handlung, 198 S. DM 8,80). Diese sonderbare Geschichte einer russischen Expedition nach dem damals noch russischen Alaska zeigt alle Sprachbeherrschung und Erzählkunst dieses immer wieder überraschenden Autors.

Mit einem informierenden Nachwort von Max Stefl und den erhaltenen handschriftlichen Fragmenten ist in einer von Stefl durchgesehenen Ausgabe in einem Band Adalbert Stifters „*Witiko*“ neu erschienenen (Augsburg, Adam Kraft, 1016 S. DM 15,80). Stefl, der einen großen Teil seiner Lebensarbeit der treuen und kundigen Fürsorge für Stifters Werk gewidmet hat, legt hier einen besonders wichtigen Ausschnitt aus dem Romanschaffen des Dichters vor.

Im März d. J. wäre Börries Frh. von Münchhausen 80 Jahre alt geworden. Zu diesem Termin hat die Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, „*Das Liederbuch*“, erweitert um einige bisher unveröffentlichte Gedichte, in neuer Auflage herausgebracht (320 S. DM 9,80), so daß nun zusammen mit dem „*Balladenbuch*“ das ganze dichterische Werk Münchhausens in zwei Bänden vorliegt.

Carl Muths, des Begründers und langjährigen Leiters des „Hochland“, Essaysammlung „*Schöpfer und Magier*“, die 1935 erstmals erschienen war, ist jetzt aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums des „Hochland“ vom Kösel Verlag in München neu verlegt worden (267 S. DM 12,50). Den tief-schürfenden Aufsätzen über Klopstock, Goethe und George ist in dieser Ausgabe ein Nachwort von Clemens

Heselhaus beigegeben, welcher das Lebenswerk Carl Muths in angemessener Form würdigt.

Dem ebenso berühmten wie weiten Kreisen unbekannten Korsika-Werk von Ferdinand Gregorovius hat Waldemar Kampf eine Zusammenstellung „*Historische Skizzen aus Korsika*“ entnommen (Basel, Benno Schwabe, 232 S. DM 7,75). Hier sind die historischen Partien des heute in seiner Gesamtheit doch nicht mehr gut zu lesenden Werkes in einer geschickten und das Wesentliche hervorhebenden Weise zusammengestellt — ein Dienst an Gregorovius, dessen Werk damit wiederum zur Geltung kommt, und eine Freude für den Leser, so eine Art Überblick über den Ablauf der Geschichte Korsikas aus der glänzenden Feder von Gregorovius zu erhalten.

Schließlich sei noch auf eine begrüßenswerte Neuauflage hingewiesen: Wasserziehers „*Führer durch die deutsche Sprache*“ ist in 4. verbesserter Auflage, neu bearbeitet von Dr. Eugen Flad, bei Ferdinand Dümmler, Bonn, erschienen (122 S. DM 3,60). Auf knappstem Raum sind hier eine Wort- und Satzlehre, die Grundlagen unserer Rechtschreibung und eine kleine Stillehre zusammengefaßt — wirklich ein „Hand- und Hilfsbuch für jedermann“, wie der Untertitel ankündigt.

D. R.

### Eine Hochschullehrer-Statistik

Das Statistische Bundesamt in Wiesbaden bringt unter der Arbeitsnummer VIII/4 eine Reihe statistischer Berichte über die Hochschulen heraus, die regelmäßig die semestralen Erhebungen über die Studierenden der wissenschaftlichen Hochschulen in der Bundesrepublik und West-Berlin wiedergibt. Eine dankenswerte Ergänzung fand diese Reihe in ihrer Nr. 15 mit einer Erhebung über „Die Lehrpersonen und das wissenschaftliche Hilfspersonal an den wissenschaftlichen Hochschulen des Bundesgebiets und West-Berlins nach dem Stande vom 28. 2. 1953“. Das ausführliche Zahlenmaterial gewinnt besonders unter dem Gesichtspunkt Bedeutung, daß in den derzeitigen Budget-Diskussio-



nen der westdeutschen Länder die Posten der Hochschul-Ausgaben Beachtung finden und die dringende Forderung immer eindrücklicher wird, die Zahl der Hochschullehrer und des wissenschaftlichen Hilfspersonals entsprechend den Zeitanforderungen — auch als erster Schritt einer Hochschulreform — wesentlich zu erhöhen. Beim Studium der Statistik ist allerdings zu bemerken — was leider dort nicht zum Ausdruck kommt — daß sie angesichts ihrer finanzpolitischen und kulturellen Bedeutung ganz besonders unter dem jeder Statistik anhaftenden Mangel der absoluten Zahlenreihe leidet. Eine Übersicht läßt das absolute Zahlenverhältnis bei 7396 Lehrpersonen und 4501 wissenschaftlichen Hilfskräften (also zusammen 11 897 Personen) an 51 wissenschaftlichen Hochschulen in Westdeutschland und West-Berlin zu den rund 110 000 Studierenden als ungefähr 1 : 10 erscheinen, im Text selbst wird diese Relation mit 1 : 30 für Lehrstuhlinhaber zu Studierenden bezeichnet — was natürlich ein völlig abwegiges Bild gibt. Tatsache ist, daß die Hauptstudienrichtungen Verhältnisse von 1 : 50 und mehr aufweisen, während naturgemäß weniger gesuchte Studienrichtungen, etwa Ägyptologie oder altorientalische Sprachen, mit weitaus niedrigeren Größenordnungen anzusetzen sind. o. l. b.

### „Wort, ewig wiederholt“

Wir erleben jetzt eine Art Weinheber-Renaissance. Der große Lyriker, heute schon ebenbürtig neben Hölderlin, George und Rilke stehend, war einst dem Reich Hitlers verfallen. Aber es wäre politische Kleinbürgerei, das heute nicht zu vergessen, genauer, heute noch zu verkennen. Er, der feine sensitive Poet, in dem die deutsche Sprache goldene Triumphe des Glücks feierte, hatte sich unter dem Dritten Reich und allem, was damit verbunden war, etwas ganz anderes vorgestellt, als es zuletzt und tatsächlich war. So rückt Weinheber nicht so sehr in die Nähe der Nazipoeten, als in die Nähe Georges und derer, die man in Hitlers Sinn auszudeuten verstand. Man förderte ihn, und er glaubte daran

— und doch hatte er weder mit dem Geist der Bücherverbrennung noch der Konzentrationslager das geringste zu tun. Politische Hellsichtigkeit war noch nie das Glück eines solchen Mannes gewesen. Sein Selbstmord am Ende des Krieges legt für diesen seinen inneren Konflikt erschütterndes Zeugnis ab. Dem Dichter, den man während des Krieges als Postschaffner reklamierte und der in seinem prosaischen Amtskleid vor Wiener Studenten Vorlesungen hielt, sah niemand an, daß äußerste Strenge der Form und überzarte Musikalität ihn unsterblich machten. Der Band *Josef Weinheber: „Dokumente des Herzens“* (Hamburg, Hoffmann und Campe-Verlag, 180 S. DM 7,50) wurde noch vom Dichter selbst vor seinem Tode zusammengestellt, als Auswahl und Quintessenz seines Werkes. Noch während des Krieges erschien eine erste Ausgabe. Sie wurde vernichtet. Der jetzt vorliegende Band stellt also praktisch die erste, jedermann zugängliche Auflage dar.

Hat es Sinn, einzelne Stücke herauszuheben aus diesem ewigen Wort-Lichterkranz? Den Hymnus an die deutsche Sprache, die Ode an die Buchstaben, die Meditation? Die verschiedenen Zyklen wie die Kammermusik, die Jahreszeiten, die Blumenstücke? Und, schließlich, das Gedicht, das vernichtende, vom „Künstler“? Es klingt heute wie eine leise trauernde Begleitmusik seines Schicksals, und darum stehe der erste Vers hier:

Wir Künstler zeigen euch das Sein  
als Wort und Farbe, Ton und Stein.  
Wir einsam, übersehn, verkannt,  
baun uns im Traum ein Heimatland  
und teilen jedem, der da will,  
vom gottnah seligen Gefühl.

Der Weg ist Leid, der Ruhm ist Trug,  
im Werkrausch bleibt uns Lohn  
genug:

nach dieser überbitterten Zeit  
die Hoffnung auf Unsterblichkeit.

Wolfgang Grothe

### Nach 50 Jahren

Unter diesem Titel hat der Reinhold Piper & Co. Verlag in München einen Almanach herausgegeben zu seinem 50jährigen Bestehen (488 S.,

33 Abb., 58 Bilder auf Tafeln, DM 5,80). Es ist ein stolzes Zeugnis für die Arbeit eines der so spärlich gewordenen Verleger von echtem kulturellem Verantwortungsgefühl. Mit sympathischer Pietät gedenkt der Herausgeber Klaus Piper seines Vaters, der von Mecklenburg, seinem Geburtsland, nach München ging und einen Verlag schuf, dessen Leistung nur als vorbildlich bezeichnet werden kann. In drei Richtungen ging die Arbeit des Verlags: Literatur, Kunst, Philosophie. In jeder dieser Abteilungen ist eine Fülle der besten Namen deutscher Schriftsteller und Künstler wie auch großer ausländischer Autoren vertreten. Die nun einmal unvermeidliche Spannung zwischen dem Ideell-Erstrebten und Materiell-Möglichen, dieses Grundelement jedes Verlegertums, hat Reinhold Piper bis auf ein Minimum verringert. Er hat für manche seiner Autoren hart gekämpft, um dann mit tiefster Befriedigung des Herzens ihr Durchgesetztsein zu erleben. Daß er in der Nazizeit stärkstens bedrängt war, schon allein als Verleger Ernst Barlachs, bedeutet eine weitere Auszeichnung dieses seltenen Mannes. Von der Fülle der glänzenden Namen seien nur einige wenige der früheren und der heutigen Autoren genannt: Karl Jaspers, Eduard Spranger, Mereschkowski, Dostojewski, Balzac, Otto zur Linde, Alexander und Heinrich Spoerl, Morgenstern, Brautlacht, Ludwig Thoma, Willy Seidel, Leo Slezak, Karl Valentin, Josef Martin Bauer, Paul Eipper, Horst Lange, Stefan Andres, Rudolf Hagelstange. Was der Verlag Piper an Ausgaben künstlerisch vollendeter Wiedergabe geleistet hat, gehört zu dem Besten, was je von deutschen Verlagen vollbracht wurde. Besondere Hervorhebung verdienen die berühmten Drucke der Marées-Gesellschaft. Der Allgemeinbildung hat er gedient mit den schönen Bändchen der Piper-Bücherei. Wir dürfen stolz darauf sein, daß ein solcher Verlag heute in Deutschland arbeitet. Nennt man die besten Namen, so wird auch der seine genannt.

R. P.

## Novalis

Seit geraumer Zeit schon fehlte auf dem Büchermarkt eine Ausgabe der Werke von Novalis, seit nämlich die von Ewald Wasmuth 1943 bei Lambert Schneider veranstaltete Ausgabe nicht mehr lieferbar war. Bei den Mühen und Kosten, die eine solche Ausgabe heute verursacht, erscheint es verwunderlich, daß in demselben Augenblick, in dem Wasmuth den ersten Band seiner Ausgabe in neuer Fassung wieder vorlegt (*Novalis: Werke, Briefe, Dokumente*. Herausgegeben von Ewald Wasmuth. Erster Band: *Die Dichtungen*. Heidelberg 1953, Lambert Schneider. 574 S. DM 13,60), an anderer Stelle ebenfalls eine Novalis-Ausgabe herauskommt (*Novalis: Werke und Briefe*. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Alfred Kelletat. München 1953, Winkler Verlag. 787 S. DM 12,80). Freilich sollen diese beiden Ausgaben verschiedene Aufgaben erfüllen — und das ist das Einzige, was diese sonst sonderbare Tatsache etwas erklärt.

Die Ausgabe bei Lambert Schneider stützt sich textlich mit nur ganz geringen Abweichungen auf jene von 1943, doch hat Wasmuth diesmal mit überzeugendem Grund eine Neuverteilung auf die drei geplanten Bände vorgesehen: der vorliegende 1. Band enthält alles, was Novalis selbst zu seinen Lebzeiten veröffentlicht oder zur Veröffentlichung vorgesehen hat, vor allem also den Heinrich von Ofterdingen, die Lehrlinge zu Sais, die Fragmentsammlungen „Blütenstaub“ und „Glauben und Liebe“, den Essay „Die Christenheit oder Europa“ und Gedichte. Die Jugendgedichte, die vor der Begegnung mit Sophie von Kühn entstanden sind, wurden nur in einer streng begrenzten Auswahl aufgenommen. Der 2. Band der Ausgabe soll die übrigen Fragmente, der 3. die Briefe und Dokumente enthalten. So ist hier unter der sicheren Leitung von Ewald Wasmuth wiederum eine Ausgabe im Entstehen, die allen Ansprüchen, auch von wissenschaftlicher Seite, vollauf gerecht wird und überdies eine Freude für den Liebhaber schöner Bücher darstellt.

Der Anspruch der im Winkler-Verlag erschienenen Ausgabe ist nicht so umfassend. Es handelt sich hier um eine mit vorsichtiger Hand getroffene Auswahl, die durch den erstaunlich niedrigen Preis und durch die Beschränkung auf nur einen Band besonders geeignet scheint, jüngere Menschen, die Novalis bisher bestenfalls aus der Schule kannten, zu seinem Schaffen hinzuführen. Aus diesem Grunde ist für diese Ausgabe auch das ausführliche Nachwort zu begrüßen, das der Herausgeber Alfred Kellat ihr beigegeben hat im Gegensatz zu Wasmuth, der sich auf eine sachlich-knappe Nachbemerkerung beschränkt. In seinem Textnachweis bemerkt Kellat, daß er die Arbeit von Wasmuth für seine Ausgabe „dankbar benutzt“ habe, und bei einem Vergleich mit der Wasmuth-Ausgabe von 1943 wird offenbar, daß diese Benutzung sogar erstaunlich weit gegangen ist. — Ein kleiner Einwand gegen diese Ausgabe, die im übrigen wie alle Winklerschen Dünndruck-Ausgaben ausgezeichnet ausgestattet ist, besteht darin, daß hier (offensichtlich aus Raumgründen) leider auf Kolummentitel verzichtet worden ist, die man bei der Fülle des Inhalts doch recht vermißt. Trotzdem aber darf diese Ausgabe eines großen Liebhaberkreises sicher sein. D. R.

### Zeitgeist und Höflichkeit

Dieses Anstandslexikon von *Gustav Chamrath*: „*Lexikon des guten Tones*“. (Berlin Ullstein. 193 S. DM 5,80) kann für gewisse Menschen, denen es an selbstverständlichem Taktgefühl mangelt, eine Hilfe sein. Sie werden das Buch nicht nur nach Stichworten einsehen, sondern verschlingen wie einen Kriminalroman: Ullstein sei Dank!

Hier und dort freilich werden Dinge vorausgesetzt, die unserer Zeit wesensfremd sind, wie zum Beispiel eine Unzahl von Gängen, in die ein Menü zerfällt, oder daß es eine gesellschaftliche Verkehrssünde sei, sich Geld oder auch nur Bücher auszuborgen, sofern es nicht von selbst angeboten wird. Auf das Angebot kann man lange warten — und außerdem kommt es darauf an, wer

es, wie man es, und in welcher Umgebung man's tut. Peter Altenberg beispielsweise, der Wiener Feuilletonist, pumpte seine Freunde sogar im Caféhaus an, nachdem seine Bücher ihn nicht nur berühmt, sondern auch reich gemacht hatten — dem Wiener Chamrath sei es gesagt! Es gibt viele Dinge in diesem Buch, bei denen man das Gefühl hat: so geht es nicht! Man kann nicht Dinge als Kodex auf dem Papier festlegen wollen, die zuletzt doch nur Sache des Herzens, des common sense und — der Persönlichkeit sind. Es gibt Fälle, in denen das Einhalten einer solchen Verkehrsregel gerade das Gegenteil dessen erreicht, was man beabsichtigt: Einfühlung und Takt. Mit dem Sinn für Romantik ist's in diesem Buch der guten Sitten auch nicht weit her, will sagen: für das, was das Leben erst schön, reich und farbensatt macht. Zärtlichkeiten vor den Augen anderer verbietet es streng. Wenn man das ernst nehmen wollte, müßten alle Filmproduktionen der Welt auf Schadenersatz klagen. Dafür aber, daß man „so etwas“ nicht im Omnibus tut, brauchen wir wieder kein Lexikon. Der Wert des Buches als sachliche Handhabe, besser: als Krücke besteht durchaus. Aber man wird beim Durchwandern seiner verschiedenen Anstandsrezepte das Gefühl nicht los, es käme im Leben immer nur darauf an, sich überall und bei jedermann beliebt zu machen — um jeden Preis überall „gern gesehen zu sein“, wie es im Klappentext heißt. Während der alte Knigge noch brauchbare Lebensphilosophie gab, ist das „Lexikon des guten Tones“ nur noch eine blasse Retorte des Managertyps — ein Vademecum des sympathischen jungen Mannes. Wolfgang Grothe

### Jazzmusik als Kultur

Man war bisher gewohnt, die Jazzmusik entweder als ein notwendiges Übel der Zivilisation oder als eine ihrer hektischen Glücksmöglichkeiten zu sehen. In beiden Fällen dachte man nicht über sie nach. Negroides, Amerikanisches, Westeuropäisches zuletzt, fanden sich in ihr zusammen — damit war sie abgetan. Es gehörte zum guten Ton, sie von



der Wissenschaft fernzuhalten. Dem Beethoven-Biographen würde man im Hinblick auf seinen erhabenen Gegenstand ganze Fehlanlagen verzeihen, der Jazzhistoriker muß beim harmlosesten Versehen auf scharfe Angriffe gewappnet sein. Berendt, einst Berliner Musikstudent, dann Leiter des Referats für Jazzmusik beim Südwestfunk, hat sich gewappnet. Er war in Amerika und hat die Geburtsstätten und heute schon „klassischen“ Persönlichkeiten des Jazz selber besucht. Schließlich entstand ein Buch, das mit der Sorgfalt einer wissenschaftlichen Arbeit aufgebaut, unterhaltsam geschrieben und von echter Einfühlung ins Wesen der Sache getragen ist. (*Joachim Ernst Berendt*: „Das Jazzbuch — Entwicklung und Bedeutung der Jazzmusik“. Fischer-Bücherei, DM 1,90.) In der Meinung, der Jazz sei die Musik unserer Zeit, wie die heute klassische Musik die früherer Zeiten war, geht der Liebhaber und Verfechter seines Gegenstands aber wohl doch etwas zu weit. Es stimmt einfach nicht: denn auch zu den Zeiten Bachs, Vivaldis, Mozarts, Wagners — zu allen Zeiten hat es Musik in mehreren Wertschichten und zu verschiedenen Zwecken ge-

geben. Zu allen Zeiten auch gab es verschwimmende Grenzlinien zwischen den Schichten.

Wolfgang Grothe

### Berlioz

Die Monographiereihe des Verlages Otto Walter, Olten, ist durch eine wertvolle Neuerscheinung bereichert worden. *Hans Kühner* hat es unternommen, Charakter und Schöpfer-tum des französischen Komponisten *Hector Berlioz* neu zu beleuchten. Das war nötig, weil ein zeitgenössisches Werk über Berlioz in deutscher Sprache nicht vorliegt und doppelt notwendig, weil es stimmt, was Romain Rolland einst schrieb, daß „kein Komponist so unbekannt ist wie Berlioz“. Hans Kühner bringt uns die tragische Gestalt des größten französischen Komponisten nahe in einer schlichten und doch immer lebendigen Darstellung, die sich weitgehend der Briefe des Meisters bedient. Aber neben der menschlichen und künstlerischen Tragödie von Hector Berlioz läßt Kühner uns den Wegbahner und Lichtbringer, den inspirierten Menschen und das Genie Berlioz erleben, den „ungeahnten Reichtum einer wahrhaft großen Kunstäußerung reinsten französischen Geistes.“

Willy Fröhlich

·Mitarbeiter dieses Heftes u. a.:

**Bodo Scheurig**, Jahrgang 1926, studierte an der Freien Universität Berlin und an der Columbia University New York. Seine Doktordissertation schrieb er über das Nationalcomitee Freies Deutschland. — **Dr. Werner G. Krug**, bekannt durch sein Buch über Alaska, läßt ein neues Buch, aus dem wir einen Abschnitt veröffentlichen, mit dem Titel „Schwarz — Weiß — Braun“ im Herbst bei Hoffmann & Campe, Hamburg, erscheinen. — **Dr. Heinz Gehle** hat ausführlich über Jean Cocteau gearbeitet. — **Achim Anders**, früher in der Ostzone, lebt jetzt in West-Berlin.

Im nächsten Heft der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

- Hans von Eckhardt . . . Die Dramaturgie der russischen Geschichte  
 Margarete Buber-Neumann . . . Milena Jesenska  
 im Konzentrationslager Ravensbrück  
 Hans Jaeger . . . . . Antibürgerliche Tendenzen  
 Reginald Phelps . . . . . Die Hitler-Bibliothek  
 Hugo Hartung . . . . . Das sarmatische Mädchen. Erzählung

## Eingesandte Bücher

(Besprechung vorbehalten)

- Van der Meersch, Maxence: „Die kleine Heilige“. Köln-Berlin, Kiepenheuer & Witsch, 208 S.  
 Paetel, Karl O.: „Das Bild vom Menschen in der deutschen Jugendführung“. Bad Godesberg, Voggenreiter. 64 S. DM 1,80.  
 Guillaume, Emil: „Überwindung der Masse“. Köln u. Opladen, Westd. Verlag. 160 S. ca. DM 9,80.  
 Schmidt, Ernst Walter: „Wage, wandre — und die Welt geht mit“. Bremerhaven, Ditzen & Co. 124 S. DM 5,—  
 Cioran, E. M.: „Lehre vom Zerfall“. Hamburg, Rowohlt. 216 S. DM 11,80.  
 Götz, Leopold: „Die Entstehung der Ordnung“. Zürich, Fretz & Wasmuth. 192 S. DM 12,—  
 Hielscher, Friedrich: „Fünfzig Jahre unter Deutschen“. Hamburg, Rowohlt. 484 S.  
 Dormont, Alexis: „La Nouvelle Armée Allemande Est là“. Paris, Amiot-Dumont. 220 S.  
 Meyer-Sevenich, Maria: „Elternrecht und Kindesrecht“. Frankfurt/Main, Europäische Verlagsanst. 120 S. DM 3,—  
 Lilius, Charlotte: „Strindberg - Brevier“. Zürich, Rascher. 174 S. DM 8,50.  
 Ehrenberg, Hans: „In der Schule Pascals“. Heidelberg, Lambert Schneider. 160 S. DM 7,50.  
 Lindbergh, Charles A.: „Mein Flug über den Ozean“. Frankfurt, S. Fischer. 576 S. mit 8 Bildtafeln und einer Karte. DM 18,50.  
 Burkhardt, Hans: „Das Abenteuer ein Mensch zu sein“. Wolfshagen-Scharbeutz, Westphal. 144 S. DM 9,80.  
 Hellpach, Willy: „Der deutsche Charakter“. Bonn, Athenäum. 248 S. DM 13,50.  
 Domizlaff, Hans: „Es geht um Deutschland“. Hamburg, Dulk. DM 22,—  
 Reichenbach, Hans: „Der Aufstieg der wissenschaftlichen Philosophie“. Berlin-Grünwald, Herbig. 370 S.  
 Gotthelf, Jeremias: „Briefe“, 6. Teil. Erlenbach-Zürich, Rentsch 360 S. DM 15,50.  
 Wartenburg, M. Graf von Yorck: „Weltgeschichte in Umrissen“. Frankfurt-Hamburg, G. B. Fischer. 424 S. DM 9,80.  
 Paulsen, Rudolf: „Musik des Alls und Lied der Erde“. Gedichte. Heidelberg, Meister. 108 S. DM 4,50.  
 Hoffmann-Harnisch, Wolfgang: „Brasilien“. Berlin-Wilmersdorf, Safari. 650 S. DM 15,80.  
 Kruse, W.: „Die Wissenschaft von den Sternen“. Berlin-Göttingen-Heidelberg, Springer. 179 S. DM 7,80.  
 Jakobs, W.: „Fliegen — Schwimmen — Schweben“. Berlin-Göttingen-Heidelberg, Springer. 136 S. DM 7,80.

## Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU im Ausland:

Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, Helsinki. — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Israel: Dr. Alfred Allerhand, 8 Adam Macohen Street, Tel Aviv. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P.O.B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Österreich: K. Lintl (W. Ennsthaler), Steyr, Grünmarkt 7. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstr. 98. — Schweiz: Azed AG, Basel, Dornacherstr. 60–62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci Yokusu 12.

Die DEUTSCHE RUNDSCHAU ist außerdem in jeder guten Buchhandlung erhältlich oder bestellbar.

# Der *Monat*

Eine internationale Zeitschrift  
herausgegeben von Melvin Lasky

Heft 70 · Juli 1954

Aus dem Inhalt:

Sigmund Freud  
Briefe an Wilhelm Fliess

Daniel Lang  
Unternehmen Untertasse  
Ludwig Dehio / J. B. Duroselle  
Gespenster im Spiegelsaal  
Versailles nach 35 Jahren

Francois Bondy  
Zu zwei Essay-Bänden  
Georges Orwells

Berlin-Dahlem  
Saargemünder Straße 25

Einzelheft DM 1,—

## Etudes Germaniques

Allemagne - Autriche - Suisse  
Pays scandinaves et néerlandais

Vierteljahrsschrift der Gesellschaft  
für germanistische Studien

Herausgegeben von

Maurice Colleville *Professor a. d. Sorbonne*  
und

Fernand Mossé *Professor am Collège de France*

Die Zeitschrift *Etudes Germaniques* ist das wesentliche Organ der wissenschaftlichen Veröffentlichungen französischer Germanisten. Sie ist die einzige französische Zeitschrift, die sich mit den Ländern germanischer Sprache - Englisch ausgenommen - beschäftigt: Deutschland, Österreich, Schweiz, die Niederlande u. die skandinavischen Länder. Sie veröffentlicht Beiträge in Französisch, Deutsch und Englisch. Sie stellt ein unentbehrliches Hilfsmittel all denjenigen zur Verfügung, die sich an der Arbeit französischer Germanisten interessieren.

Jahrgangspreis (Vier Hefte mit einem Gesamtumfang v. mindest. 20 Bogen): 1.200 Fr.; Einzelheft: 300 Fr.

Annahme von Abonnements: Editions de Lyon I.A.C.  
58 Rue Victor-Lagrange, Lyon (Rhône)

Postscheckkonto: Lyon 232-03 Probeheft kostenlos

*Ist Ihnen bekannt, daß die*

## WISSENSCHAFTLICHE BUCHGEMEINSCHAFT

nicht nur das im engeren Sinne wissenschaftliche Buch  
pflegt, sondern auch bedeutende Klassiker - Ausgaben?

Zur Zeit stehen im Programm: ADALBERT STIFTER, Gesammelte Werke, neu — auf Grund der Handschriften — herausgegeben von Dr. Max Steff, 8 Bände, davon 2 Doppelbände, (davon 4 Bände bereits erschienen).

HÖLDERLIN, Sämtliche Werke, herausgegeben von Professor Friedrich Beissner, 6 Bände, Kleine Stuttgarter Ausgabe, (davon 3 Bände bereits erschienen).

EICHENDORFF, Gesammelte Werke in 2 Dünndruckbänden, (bereits erschienen).

SCHILLER, Ausgewählte Werke, 6 Bände, herausgegeben von E. Müller, (2 Bände bereits erschienen).

NOVALIS, Werke, herausgegeben von Professor Paul Kluckhohn, 4 Bände.

Erbitten Sie die Vorzugspreise für Mitglieder durch  
Anforderung des Jahresprospektes 1954.

WISSENSCHAFTLICHE BUCHGEMEINSCHAFT E.V., Darmstadt, 11, Schöfferstr. 15



# THE WESTERN POLITICAL QUARTERLY

A national professional journal  
published in March, June, September, December  
by the University of Utah

Approximately 800 pages

Four dollars per volume (\$ 5.00 abroad)

Some leading articles of recent date are:

Is Coexistence with Communism Impractical? . . . . .	D. F. Fleming
Neutralism and Neutrality in Scandinavia . . . . .	I. William Zartman
The Social Bearing of Locke's Political Theory . . . . .	C. B. Macpherson
The Metaphysics of Conservatism . . . . .	Gordon K. Lewis
Bertrand de Jouvenal on the Essence of Politics . . . . .	William H. Harbold
Aspects of the Political Struggle in Italy . . . . .	Clifford A. L. Rich
<b>Terry v. Adams: Government Responsibility</b> <b>for the Protection of Civil Rights . . . . .</b>	<b>Clay P. Malick</b>
The New Deal: The Contributions of Herbert Hoover. . . . .	Rexford G. Tugwell

Send orders to F. B. Schick, Editor  
THE WESTERN POLITICAL QUARTERLY  
University of Utah, Salt Lake City, Utah, U. S. A.

DR. E. F. J. ZAHN

## **Toynbee und das Problem der Geschichte**

Eine gründliche Arbeit über das Werk des englischen Historikers und Kultursoziologen, die sich in echter Kritik mit den philosophischen und soziologischen Problemen und Theorien Toynbees auseinandersetzt. Darüber hinaus wird durch diese Veröffentlichung die Evolutions-Diskussion wieder aufgerollt und in den scharf formulierten Ausführungen unter Einbeziehung neuer Erkenntnisse weitergeführt.

**Westdeutscher Verlag  
Köln und Opladen**

## **Das Kulturwort**

ist eine Zeitschrift für Kultur und Wissen, die seit längerer Zeit besteht und die Kulturkrise überdauert, weil sie ohne Scheuklappen und billige Schlagworte, ohne politische Tendenz, ohne konfessionelle Bindung, sachlich einwandfrei, klar und offen zu ihren Lesern spricht. „Die Frau in Spanien“ heißt der Leitartikel des Juliheftes. Sie finden außerdem regelmäßig Aufsätze zu aktuellen Problemen der Kultur, des menschlichen Lebens, der Literatur und Wissenschaft und Buchbesprechungen. Abonnieren Sie es zur Probe auf ein Vierteljahr zum Preise von DM 3,—. Sie werden Ihre Freude daran haben.

**ÖSTERREICHISCHES  
KULTURWORT**

Dr. Walter Seibert  
Ludwigshafen/Rh., Sperlinggasse 7

„Die Individualpsychologie ist eine der klassischen Psychotherapiemethoden und das Minderwertigkeitsgefühl einer der zentralsten Begriffe; aus alledem erhellt die Bedeutung, die der vorliegenden monographischen Studie von Brachfeld zukommt. Trotz ihres umfassenden Charakters ist sie durchaus gründlich, und die geglättete Synthese von wissenschaftlicher Gediegenheit und der ungemein launigen, unterhaltsamen Darstellung, die auch vor anekdotischer Würze nicht zurückschreckt, kann ich nur bewundern.“ Viktor E. Frankl, *Neurologische Poliklinik, Wien*. Das Buch von OLIVER BRACHFELD:



## Minderwertigkeitsgefühle beim Einzelnen und in der Gemeinschaft

(aus dem Englischen und Französischen übersetzt von Hermine Rohner, 339 Seiten. Leinen 15.80 DM) gilt als eine sehr umfassende Monographie, die das Problem von vielen möglichen Blickseiten her ergreift und mit reichem Beispiel-Material auch aus der Geistesgeschichte belegt. Der Verfasser besitzt eine ausgebreitete Kenntnis der angelsächsischen, französischen und deutschen allgemeinen und Fachliteratur. Seine eigenen Urteile entbehren vor allem der fanatischen Leichtherzigkeit gegenüber der Eigenbedeutung geistiger Dinge, welche so oft die Signatur des tiefenpsychologischen Schrifttums ausmacht.“ „Die Tat“, Zürich.

KLETT

*Libros de  
hoy*

*Books of To-day*

*Libri d'Oggi*

*Livros de Hoje*

*Livres d'Aujourd'hui*

*Bücher von Heute*

**Die international bekannte  
bibliographisch-literarische Zeitschrift  
aus Argentinien**

- ist das einzige Organ dieser Art in Lateinamerika, das bewußt internationalen Literaturaustausch pflegt;
- ist eine Brücke gegenseitigen Verständnisses zwischen Europa und Amerika;
- ist ein wirksames Mittel für deutschsprachige Verlage, ihre Produktion (besonders Kunst, Wissenschaft und Technik) durch Veröffentlichung gemischtsprachiger Anzeigen einem neuen Interessentenkreis in Übersee nahezubringen.

Jedes Heft hat einen Mindestumfang von 80 Seiten; Preis US \$ 0,50

**Postadresse: Casilla Correo 699 — Buenos Aires — Argentina**

# NATUR UND MENSCH

BILDBÄNDE AUS ÖSTERREICH

---

## NEUERSCHEINUNG

Löbl-Klier **Karwendel**

Das schönste Naturschutzgebiet der Kalkalpen. 61 Tafeln in  
Kupfertiefdruck vom Zauberland Karwendel DM 10.50

## NEUAUFLAGE

Demànega **Innsbruck**

Das Buch der Stadt Innsbruck und ihrer Umgebung.  
95 ganzseitige Tafeln DM. 12.—

## FERNER LIEGT VOR:

Rossmannith **Österreich**

Das meisterhafte Bildwerk der schönsten Landschaften Österreichs. 103 ganzseitige Aufnahmen 4 Farbbilder DM 14.50

Verlangen Sie Prospekte auch über die weiteren Bildbände Osttirol, Tirol, Arlberg, Peru.

**Verlag Tiroler Graphik, Innsbruck**

Auslieferung:

**KAIROS-VERLAG GMBH. · BADEN-BADEN**



# RUNDSCHAUREISEN

*Richtig reisen, heißt sich bilden!*

Ein kleiner Auszug aus unserem Sommerprogramm, aus der Vielfalt unserer gepflegten Gesellschaftsreisen:

1. **Nordlandfahrt 1954** 4. 8.—17. 8. DM 570,—  
Leitung: Dr. Burger, Heidelberg
2. **Englandreise** 8. 8.—21. 8. DM 498,—  
Leitung:  
Dr. phil. Schmutzler, Tübingen
3. **Klassische Reise Griechenland** 10. 8.—28. 8. DM 892,—  
Leitung:  
Prof. Dr. Wais, Universität Tübingen
4. **Flugreise  
nach den Kanarischen Inseln** 14. 8.— 1. 9. DM 1595,—
5. **Große Rivierareise  
(Nizza, San Remo, Rapallo)** 23. 8.— 3. 9. DM 390.—
6. **Spanien — Nordafrika** 20. 9.—12. 10. DM 620,—  
Leitung:  
Doz. Dr. G. Scheja, Universität, Tübingen
7. **Besuch der Biennale (Venedig)  
und Triennale (Mailand)** 30. 8 — 8. 9. DM 290,—  
Leitung:  
Prof. Dr. Fegers, Staatl. Akademie Stuttgart

Und viele andere Reisen nach FRANKREICH, ITALIEN, ÖSTERREICH, der SCHWEIZ und nach SPANIEN.

Schreiben Sie noch heute an uns und lassen Sie sich die für jede Reise vorliegenden genauen Reisebeschreibungen kommen. Gerne beraten wir Sie. Schreiben Sie an das

**BÜRO FÜR INTERNATIONALE FACH- UND STUDIENREISEN**

**BRUNO HOCHREITHER - TÜBINGEN**

FRIEDRICHSTRASSE 15-17 — TELEFON: 3863

# FORVM

ÖSTERREICHISCHE MONATSBLETER FÜR KULTURELLE FREIHEIT

Herausgeber: Friedrich Hansen/Loeve - Felix Hubalek & Alexander Lernet/Holenia

Friedrich Torberg

FORVM veröffentlichte im ersten Halbjahr seines Bestandes neben Aufsätzen über aktuelle Fragen der Kulturpolitik und der zeitgenössischen Kunst eine Reihe von Diskussionsbeiträgen („Pro und Contra“) zu den Themen „Gespräch mit dem Feind?“, „Der junge Arbeiter und die alte Partei“, „Gibt es einen Neo-Nazismus?“, „Glanz und Elend des Kommunistischen Manifests“, ferner Situationsberichte aus Deutschland, Frankreich, Italien, Jugoslawien und Skandinavien, Buch-, Theater- und Filmbesprechungen, Musikreferate, Glossen, ein unveröffentlichtes Gedicht von Karl Kraus, Friedrich Torbergs „Post Scripta“ und anderes mehr.

Das nächste Heft erscheint Mitte Juli als

## **Doppelheft Juli/August (Nr. 7/8)**

in bedeutend verstärktem Umfang. Sein Inhalt wird sich zu großem Teil auf zwei repräsentative Unternehmen des österreichischen Kulturschaffens beziehen: auf die Salzburger Festspiele und auf die „Europäischen Hochschulwochen“ in Alpbach. Sowohl im wissenschaftlichen wie im künstlerischen Themenkreis dieses Heftes werden hervorragende Persönlichkeiten Österreichs und des Auslandes zu Wort kommen.

Zu den Mitarbeitern des FORVM zählen:

Karl Bednarik, Rudolf Brunngraber, Hans Budiheim, Franz Theodor Csokor, Karl Czernerz, Milo Dor, Heinrich Graf Einsiedel, Helmut A. Fiedtner, Alfred Joachim Fischer, Oskar Maurus Fontana, Friedrich Funder, Willy Haas, Jacques Hannak, Friedrich Heer, Erich Heller, Karl August Horst, Jürgen von Kempster, Herbert Lüthy, Otto Mauer, Clara Mend, Gustav Mersu, Georges Mikes, Rudolf Pedel, Alfred Polgar, Heinz Politzer, Jean Rounault, Felix Stössinger, Hans Thirring, Hans Weigel, August Zechmeister.

FORVM, Wien VII, Museumstraße 5

S 5.—, DM. 1.20

Sfrs. 1.20

Deutschland:

Pressevertrieb, Frankfurt/Main, Mainzer Landstraße 225 — 227



# ERHOLUNG IN BADEN-BADEN



Die **THERMEN**. Im Mittelpunkt der Weltgeltung Baden-Badens stehen die heißen Quellen, die heißesten Kochsalzthermen Europas.

Die **THERMALKURANSTALTEN** sind heute die modernsten Deutschlands. Vielfältig angewandt, sind sie nicht nur heilsam gegen Rheumatismus, Erkrankungen des Nervensystems, Aufbrauch- und Altersschäden der Glieder und des Kreislaufes oder gegen die Katarrhe der Atemwege, chronische Frauenleiden und Erschöpfungszustände (die Nürtinger Heinrichsquelle auch gegen Fettsucht, Leber- und Gallenleiden), sondern im Zusammenwirken mit der klimatisch weitgestuften **LANDSCHAFT**, die sich bis hinauf zu 1000 m Höhe erstreckt, dienen sie vorwiegend der Gesundheit und auch psychischen Erneuerung überbeanspruchter erholungsbedürftiger Menschen.

**ERHOLUNG** spenden auch die vielseitigen Veranstaltungen :

Das **THEATER** (eigenes Schauspieltheater, Oper- und Operettengastspiele, Kabarett).

**KONZERTE** (täglich 3 Kurkonzerte, eigenes Symphonie- und Kurorchester mit großen Sonderkonzerten).

Im **KURHAUS** Musik, Vorträge, Bälle und die schönste und älteste deutsche **SPIELBANK** — Roulette und Baccarat.

Der **SPORT**, Golf (18 Löcher), Tennis, Reiten und Schwimmen in den beiden Freibädern:  
Großes Schwimmstadion am Hardberg  
Strandbad an der Lichtentaler Allee.

**INFORMATIONEN: KURDIREKTION BADEN-BADEN**